

Das Versailles der Deutschnationalen

Von Robert Breuer

Die Deutschnationalen haben ihren Wählern versprochen, daß sie Deutschland vom Vertrage von Versailles freimachen werden. Sie haben die Mittel, mit denen solche Befreiung erfolgen soll, nicht genau angegeben; aber sie haben reichlich durchblicken lassen, daß auch ein Freiheitskrieg versucht werden könnte. Kaum hat die Körneriade ihre Wirkung getan, so beeilen sich die Deutschnationalen festzustellen, daß sie an Schlachtenabenteuer nie gedacht hätten. Es gäbe auch andere Kräfte, die Versailler Ketten zu zerreißen: die schwarz-weiß-rote Sammlung, den Bismarckblock, die bürgerliche Regierung mit Rechtskurs. Auch die Völkischen sollen in diesen Block hinein. Es ist aber mehr als unwahrscheinlich, daß die Ludendorffer dergleichen werden tun können. Denn die Deutschnationalen wollen, so viel steht wohl schon fest, Erfüllungspolitik leisten, sie wollen nicht nur den Vertrag von Versailles anerkennen, sie wollen auch das Sachverständigen Gutachten, das Helfferich das zweite Versailles genannt hat, annehmen. Dieser Tatbestand kann nicht früh genug festgestellt werden; er enthüllt die eigentliche Absicht der Deutschnationalen und ihres Bismarckblocks: die Zerschlagung der deutschen Demokratie, die Knechtung der breiten Massen, im besonderen der Arbeiterschaft, die Beseitigung der sozialdemokratischen und demokratischen Beamten, die Aenderung der Verfassung, den Angriff auf Preußen und auf den Reichspräsidenten. Die außenpolitische Flagge war eine Korsarenflagge. Angeblich ging es gegen den Vertrag von Versailles, in Wirklichkeit gegen die Verfassung von Weimar. Der Unterschied zwischen der deutschnationalen Außenpolitik und der Außenpolitik der Sozialdemokratie wird nur in der Art der Lastenverteilung bestehen. Als treue Nachkömmlinge der Raubritter und Straßenräuber wollen die Deutschnationalen in schwarz-weiß-roter Sammlung die Ausplünderung des deutschen Volkes besorgen, während sie Herrn Poincaré allen Respekt beweisen werden; da sie genau wissen, daß die Erfüllungspolitik auf der Grundlage des Sachverständigen Gutachtens am allerwenigsten von einer deutschnationalen Regierung verweigert oder auch nur gemildert werden kann, so sind sie schon heute, so waren sie seit langem fest entschlossen, zu erfüllen, aber nicht minder entschlossen sind sie, die ganze Last der Erfüllung abzuwälzen. Um solche Abwälzung aber vollziehen zu

können, brauchen sie im Innern Deutschlands die hochgelobte Kirchhofsruhe, den Gehorsam von Kadavern, brauchen sie Reaktion in breitester Front. Die Franzosen können sich schon heute zu Herrn Hergt gratulieren; sie werden von ihm mehr bekommen, als sie von uns bekommen hätten, denn das Portemonnaie der Deutschnationalen wird viel größer sein, als es das Portemonnaie irgendeiner Koalitionsregierung gewesen ist. Wir mußten erfüllen, mußten uns aber zugleich mühsam den Weg zu den Geldschränken des Besitzes suchen und bahnen. Die Deutschnationalen wollen und werden erfüllen, indem sie den breiten Massen das Blut abschöpfen; den Weg zur Schlagader des Volkes wollen sie sich durch innere Gewaltmaßnahmen sichern. Das ist die Lage. Im Zeichen der schwarz-weiß-roten Fahne jubelt Paris, soll die deutsche Republik nebst ihrer Demokratie dem alten Feudalismus geopfert werden.

Die Größe der Gefahr müßte das deutsche Volk zusammenschweißen. Die Gefahr wäre überhaupt nicht vorhanden, wenn die Möglichkeit bestände, die beiden Arbeiterparteien zusammenzuführen. Es wird schnellstens zu prüfen sein, ob nicht vielleicht doch Voraussetzungen zu schaffen sind, die solcher Möglichkeit Verwirklichung geben könnten. Schon heute kann jedenfalls gesagt werden, daß es Besitz gibt, der gegen jeden Angriff mit allen Mitteln wird geschützt werden. Zu solchem Besitz gehört die vom Vertrauen des Proletariats getragene Beamtschaft. Greift der nationale Polyp nach diesen letzten Stützpunkten des neuen Staates, werden alle Räder stillstehen.

Die Bismarckblöcker halten eine Einigung des deutschen Proletariats für undurchführbar; man darf indessen doch wohl annehmen, daß, nachdem nunmehr die Kommunisten zu einer bemerkenswerten Partei geworden sind, sie anfangen werden zu überlegen, ob es nicht doch zweckmäßiger ist, statt ihrer flunkernden Wahlparole zu folgen, statt die Verhandlungen des Reichstags nur zu stören — praktisch mitzuarbeiten. Praktische Arbeit gegen die Absichten der Nationalen aber ist nur möglich, wenn der proletarische Apparat breit und fest genug gefügt wird, um die Sturzwolven der nationalen Erfüllungspolitik zu zertrümmern.

Zunächst muß alles versucht werden, um den Deutschnationalen den Weg zu einer Erfüllungspolitik, wie sie sie verstehen, zu versperren. Außenpolitisch bedeutet die Erfüllungspolitik des Herrn Hergt nur eine noch stärkere Belastung Deutschlands; im Innern wäre sie der Anfang unübersehbaren Verhängnisses. Jeder andere Versuch wird darum das kleinere Uebel sein; dem Bismarckblock ist jede Koalition vorzuziehen, die dagegen Sicherungen bietet, daß das Innenziel der Nationalen erreicht wird. Auch die

meisten der übrigen bürgerlichen Parteien können nur sehr bedingt am Block der Nationalen reine Freude haben. Zentrum und Demokraten werden an Kulturkampf und daran denken müssen, daß im sogenannten Ordnungsstaat auch der Nachtwächter schwarz-weiß-rot tuten muß.

Jetzt ist die Stunde gekommen, da das deutsche Volk aufmerken muß, daß ihm nicht durch den Sieg des angeblich nationalen Gedankens das eigentliche Versailles beschieden werde. Das Versailles, das uns Herr Hergt diktieren möchte, wird noch unerträglicher sein als das des Herrn Poincaré. Und demgemäß wird unsererseits verfahren werden müssen.

Vor Herrn Poincaré werden die Nationalen bald das Kuschen lernen, schneller jedenfalls als die Ruhrbergleute, und um so besser, je hemmungsloser ihnen der trockene Putsch gegen die deutsche Arbeiterschaft gelingt.

Kreditswindel — Unternehmer-Abbau

Von Kurt Heinig

Die Golddiskontbank gibt Pfund- und Dollarkredite, der Arbeitsmarkt bessert sich weiter — also, freuen wir uns: es wird schon wieder werden! Etwa in dieser Art wird allgemein unsere wirtschaftliche Lage beurteilt.

Auf dem Arbeitsmarkt sieht es nach den amtlichen Berichten tatsächlich beinahe rosig aus. Damit wird nicht behauptet, daß die Ermittelnden oder die veröffentlichenden Behörden Hoffnungen und Wünsche zwischen die langweiligen Zahlenreihen pflanzen. Wenn unsere Wirtschaft nur unter dem Gesichtswinkel des Beschäftigungsgrades betrachtet wird, dann muß ein gewisser Optimismus entstehen. Er wird unterstützt dadurch, daß seit Monaten immer erneut große Kreditmengen in die Wirtschaft gepumpt worden sind. Die derzeitige Sperre bei der Reichsbank unterbricht jene Entwicklung ja doch nur unter dem Gesichtspunkt, daß der kreditgebelustige Dr. Schacht merkte, wie auf seinen offiziellen Reichskrediten recht ertragreiche — private Kreditgeschäfte aufgebaut wurden.

Untersuchen wir, wieviel Leute bei uns heute Kredit brauchen und wo die während der jüngst vergangenen fünf Monate in den Verkehr geflossenen Kredite aktiv tätig geworden sind.

Die Zahl der Unternehmungen entwickelte sich in Deutschland wie folgt:

	1913	1923
Aktiengesellschaften	5 486	16 472
Gesellschaften m. beschr. Haftg.	26 790	74 576
<i>Handelsgewerbe und Banken allein:</i>		
Aktiengesellschaften	835	4 629
Gesellschaften m. beschr. Haftg.	9 409	31 822

Bei diesen Ziffern ist zu beachten, daß Deutschland inzwischen kleiner geworden ist.

Am Einzelbeispiel zeigt sich jene Inflationswassersucht noch drastischer. So ist z. B. die Zahl der Berliner Banken von 150 auf 750

gestiegen; in der Offenbacher Lederindustrie wuchs die Zahl der handelsgerichtlich eingetragenen Firmen von 100 auf 235, dazu kommen in der Nachkriegszeit weitere 200, die ihr Geschäft ohne Eintragung betreiben.

Wir haben in Deutschland viele tausend kapitallose Kapitalisten und arbeitslose Unternehmungen! Sie schreien sämtlich nach Kredit — wie ihre „kurzarbeitenden“ und sonstigen Kollegen. Mit Kredit ist eine solche Wirtschaft aber überhaupt nicht in Ordnung zu bringen. Wir haben 25 000 Unternehmer und wahrscheinlich mehrere hunderttausend sogenannte selbständige Gewerbetreibende zu viel! Die Gesundheit ist noch weit im Felde. Die Bankrotte haben bisher noch nicht einmal den Umfang der Vorkriegszeit erreicht! Vor dem Kriege (1913) hatten wir rund 10 000 Konkurse, 1923 dagegen ganze 253; im November 1923 hatten wir nur acht Konkurse! Seither ist die Zahl erst bis auf 133 (im April 1924) gestiegen. Die Unternehmungen verdreifachten sich in ihrer Anzahl seit 1913, die Konkurse sanken auf Mindestgrößen. Wir brauchen mehr Zusammenbrüche, oder meinetwegen Pleiten, sonst kann keine Gesundheit eintreten. Der Produktionsmechanismus muß vereinfacht werden. Unternehmer-Abbau und rücksichtslose Beseitigung der unproduktiven Betriebe wäre jetzt die Aufgabe praktischer Wirtschaftspolitik. Das Reich wird natürlich dennoch nichts tun — der neue Reichstag hat keine Kraft —, es wird auch dies jener bekannten „natürlichen Entwicklung“ überlassen werden, die den Sauberen umbringt und den Bedenkenloseren siegen läßt.

Eine andere Frage ist, ob das Reich nicht wenigstens als Kreditgeber Einfluß nehmen kann und muß. Bisher ist es so gewesen, daß die der Wirtschaft zufließenden Kredite kaum in die Produktion, sondern mehr in die Lager oder direkt in den Verbrauch übergegangen sind, soweit sie nicht an der verfehlten Spekulation in französischen Franken verloren wurden.

Die Reichsbank hat bekanntlich Anfang April ihre Kreditgewährung limitiert, sie will über die bis dahin gewährten Summen nicht mehr hinausgehen. Wir deuteten schon an, daß erst sehr trübe Erfahrungen gemacht werden mußten, ehe es zu dieser Umstellung kam. Bis vor 14 Tagen war die gesamte „amtliche“ Kreditgewährung im wesentlichen auf jenem Wunder, das bekanntlich die Rentenmark darstellt, und auf dem — Neudruck „wertbeständigen“ Papiergeldes basiert. Echter, gesunder Kredit kann aber nur aus Ueberschüssen, aus Ersparnissen, erwachsen, die auf dem Wege über aller Art Guthaben und Depositen ausgeliehen, in Kreditkraft umgewandelt werden. Daneben entsteht echter Zufluß an Kredit, also an vermehrter Kapitalkraft, nur noch, wenn das Ausland Geld leiht. Das geschieht jetzt über die neue Golddiskontbank, während Ersparnisse, die als Kredit sich auszuwirken vermögen, überall wie echte Goldstücke in allen Straßen gesucht und ebenso selten gefunden werden. Darin liegt letzten Endes unsere echte Kreditnot.

Ueber Amerikas Interesse, Deutschlands Kreditgeber zu spielen, machen sich viele Leute grundfalsche Vorstellungen. Die U.S.A. haben zwar seit dem Waffenstillstand rund 4,5 Goldmilliarden Mark allein nach Europa geliehen — sie flossen bis nach Finnland und Jugoslawien —, nach Deutschland ist davon aber kein Pfennig begeben worden. Kürzlich sind die ersten Dollars als vorsichtige Rediskontkredite zugunsten Deutschlands in Bewegung gesetzt worden.

Was ist aber mit jenen rund zwei Milliarden Goldmark in Deutschland künstlich geschaffenen Krediten geschehen, die seit November 1923 in den Verkehr gepumpt worden sind?

Der Handel hat damit im In- und Ausland groß gekauft, häufig mehr, um die Lager wieder zu füllen, als um in Betrieb zu kommen. Dabei ist stets mit Vergnügen der hohe Kurs der Mark (die Gefahr der Bindung an den Dollar!) genossen worden, ohne daß beachtet

wurde, wie die Rentenmark nur dann Einfuhrmöglichkeit gibt, wenn sie zuvor in — Devisen umgewandelt worden ist. (Die Rentenmark ist ja eine innerdeutsche Vertrauenssache, aber keine Währung mit internationaler Gültigkeit.)

Die Industrie hat versucht, mit dem neuen Kredit die verschwundenen Reserven oder, richtiger, die zusammengeschrumpften Vermögen wieder aufzufrischen, statt mehr zu produzieren und die Preise herabzusetzen, zu ihrem Teil die Wirtschaft anzukurbeln.

Die Banken haben, soweit sie zu den klügeren gehörten, mit den ihnen billig zufließenden Reichsbankkrediten gute Geschäfte gemacht. Heute ist Geld im freien Verkehr rund drei- bis viermal so teuer als Reichsbankkredit.

Die Landwirtschaft behauptet, daß die ihr zugedachten rund 600 Millionen Goldmark-Kredite bei den landwirtschaftlichen Genossenschaften und sonstigen „gemeinnützigen“ Unternehmungen als so lange entbehrte Substanz sofort festgefroren und so im wesentlichen gar nicht in ihre Betriebe geflossen seien.

Weiterhin ist der Kredit in starkem Ausmaße im Verbrauch von Luxusgütern draufgegangen; die Einfuhr von notwendigen Bedarfsprodukten, wie Baumwolle usw., hat sich dagegen fortgesetzt vermindert; unsere Handelsbilanz war im Februar und März d. J. mit je rund einer Viertel Milliarde passiv. Außenhandel und innere Wirtschaft Deutschlands sind heute planloser als je!

So muß zusammenfassend gesagt werden, daß die durch die Stabilisierung geschaffenen und ausgegebenen Kredite kaum zur Gesundung unserer Wirtschaft, sondern mehr der Erhaltung vieler überflüssiger Unternehmer, zur Steigerung der Kaufkraft (ohne eigene Leistung und Ueberschüsse) im Inland, zur Umkehrung unserer Handelsbilanz, kurz, zur Unterstützung und Erhaltung aller Inflationswirkungen, statt zu deren Ausschaltung gedient haben.

Das tollste Beispiel für jene widersinnige, dem Vorteil und der privategoistischen Beschränktheit des einzelnen entgegenkommende Kreditpolitik — die in ihren Grundlagen schon falsch ist und deswegen in allen Auswirkungen vergiftend wirkt — ist doch, daß sie in erster Linie die große Spekulation gegen den Franken finanziert hat! Sie schlug in eine „freiwillige“ Reparationsleistung um. Jene amerikanischen Kreise, die an der Mark viel verloren hatten, haben sich jetzt aus Deutschland eine kräftige Wiedergutmachung geholt!

Zuerst — als der Frank scheinbar plötzlich umkehrte — kamen recht schüchtern üble Gerüchte aus dem Metallhandel. Da Paris der internationale Bleimarkt ist, war dort gegen Franken viel von diesem Metall für spätere Lieferung gekauft worden, in der Hoffnung, daß beim weiteren Frankfall ein schöner Gewinn herauskommen werde. (Das wäre zudem auch noch schwarzweißrot patriotisch gewesen.) Bald erfuhr der aufmerksamer Hinhörende, daß auch in Baumwolle, in Kammgarn, in Wein (Bordeaux und Burgunder), ja sogar in Zinkweiß und sonstigen Chemikalien große Engagements liefen. Ihre Glattstellung ist täglich zehnmal als vollzogene Tatsache proklamiert und ebensooft widerrufen worden. Nach vielem Hin und Her, das nicht gerade erfreulich anmutete, fand ein gewisses Clearing statt. Damit begannen die Verluste in etwas sichtbar zu werden. Wobei zu beachten ist, daß noch erhebliche Engagements laufen. Gute Sachkenner schätzen, daß durch jene verfehlte Frankenspekulation nur in Deutschland mindestens 500 Millionen Goldmark verloren worden sind. Sie müssen zu einem erheblichen Teil in irgendeiner Form von den Krediten abgerechnet werden, die unter großen Schwierigkeiten der deutschen Wirtschaft zugebracht worden sind, um sie zu beleben.

Der neue Reichstag hat die Aufgabe, unsern inneren Kredit raschstens in Ordnung zu bringen; es drohen ohnedies genügend äußere Gefahren für die Wirtschaft. Ob er die Kraft und den Willen dazu haben wird? Wir befürchten, daß ihm die nötige Energie abgeht; es scheint ihm nach der Art seiner Zusammensetzung der Charakter zu fehlen. Die privategoistischen Interessen wollten und wollen ja auch nichts anderes. Grundsatz der praktischen Kapitalisten ist ja, immer mit dem Gelde anderer zu arbeiten. Wenn sie das weiter bekommen, um sich zu retten, werden sie mit dem Reichstag zufrieden sein.

Aufklärung zur Frage Frankreich-Deutschland

Von Eduard Bernstein

Im hinter uns liegenden Wahlkampf für den deutschen Reichstag hat die Frage Frankreich-Deutschland keine geringe Rolle gespielt. Es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß sie die Debatten auch da maßgebend beeinflußt hat, wo sie nicht ausdrücklich genannt wurde. Denn von ihrer Gestaltung hängen für die nächsten Jahre Deutschlands Finanzlage und damit zugleich auch wirtschaftliche Möglichkeiten und ebenso seine Stellung in der Weltpolitik ab. Freilich ist das den Wählern nur in der Minderheit der Fälle in seiner vollen Tragweite klar zum Bewußtsein gebracht worden. Ganz besonders die Parteien, die sich mit den Beiworten national oder völkisch schmücken, haben zwar sehr viel von Frankreichs Verhalten und Absichten gegenüber Deutschland gesprochen, aber nicht, um Klarheit über das wirkliche Verhältnis der Völker zueinander in die Köpfe zu bringen, sondern um diese tendenziös für die nationalistische Politik des Essetai Hemar: „Einst wird kommen der Tag“, zu bearbeiten. Aber auch die mittelparteiliche Presse läßt es an objektiver Kennzeichnung des Problems Frankreich-Deutschland sehr fehlen.

Unter diesen Umständen ist das Erscheinen der in der vorigen Nummer der „Glocke“ angezeigten deutschen Ausgabe von Professor Henri Lichtenbergers Schrift „Deutschland und Frankreich in ihren gegenwärtigen Beziehungen“ in hohem Grade zu begrüßen*).

Professor Lichtenberger, wenn ich nicht irre, elsässischer Herkunft, ist Professor der germanischen Sprachen und Literaturen an der Universität Paris und hat neben Werken über deutsche Denker und Dichter auch Schriften über Deutschlands neuere allgemeine und wirtschaftliche Entwicklung veröffentlicht. Die gegenwärtige Schrift bildet, wie er im Vorwort schreibt, „die Prolegomena zu einer von dem Musée social angestellten Untersuchung über das heutige Deutschland“, und er fügt hinzu, daß

„diese unabhängig von jeder politischen oder sozialen Parteinahme und von jedem Propagandastreben geplante Untersuchung Fachmännern anvertraut worden ist, die sich vermöge ihrer amtlichen Funktionen in Deutschland aufhalten oder die sich durch wiederholte Reisen die unmittelbare Berührung mit der deutschen Wirklichkeit bewahren und die sich alle bemühen werden, uns mit voller Objektivität das zu sagen, was sie persönlich beobachtet und nachgeprüft haben“.

Es liegt kein Grund vor, an der Ehrlichkeit dieses Programms zu zweifeln, das vielmehr völlig den Ueberlieferungen des Jahre vor dem

* In deutscher Bearbeitung von Dr. Rudolf Berger (Berlin). Leipzig, Ernst Oldenburg, 203 S. 8¹.

Weltkrieg von Philanthropen ins Leben gerufenen Musée social entspricht. Man darf dem als unmittelbar bevorstehend angekündigten Erscheinen der ersten Bände des Untersuchungswerks mit Interesse entgegensehen.

Von dem vorliegenden Einleitungsband erklärt Lichtenberger, er habe sich unter diesen Bedingungen, d. h. angesichts der Tatsache, daß die Untersuchungsbände erst herauskommen sollen, weniger darum bemüht, Lösungen zu bringen — diese „müssen sich aus der Untersuchung entwickeln und nicht ihr vorangehen —, als Probleme aufzustellen und deren wesentliche Gesichtspunkte stark hervortreten zu lassen. Er habe versucht, die Psychologie der französisch-deutschen Beziehungen zu zeichnen und „die Entwicklung eines Gegensatzes zu beschreiben, der eine dauernde Gefahr für den Frieden der Welt ist und mit einem immer schwereren Druck auf dem ganzen europäischen Leben lastet“. Er habe sich bemüht, die französische Anschauungsweise Ausländern verständlich zu machen, aber auch für das französische Publikum die deutsche so treu wie möglich wiederzugeben“. Das ist sicher ein sehr verdienstvolles Unternehmen, und man kann Professor Lichtenberger das Zeugnis ausstellen, daß er dabei mit großer Gewissenhaftigkeit vorgeht. Aber die Methode, die er dabei beobachtet, fordert doch an verschiedenen Stellen zu Einwänden heraus. Er beschreibt sie wie folgt:

„Wer dies Buch liest, möge nicht vergessen, daß ich meistens in einer ganz unpersönlichen Weise, im allgemeinen in den nämlichen Ausdrücken, in die sie in der Presse oder in Büchern gekleidet werden, Thesen wiedergebe, die gar nicht die meinen sind, und auf deren möglichst ausdrucksvolle Reproduktion ich mich in einer Weise beschränke, daß ich sie häufig nicht einmal kritisiere.“

Wenn das immer so geschieht, daß der Leser ohne weiteres merkt, es werden Ansichten Dritter vorgeführt, läßt sich dagegen gewiß nichts sagen. Das ist aber nicht durchgängig der Fall. Wiederholt erhält man bei Vorführung der französischen These den Eindruck, man bekomme es mit Lichtenbergers eigener Ansicht zu tun, und wird dann, wenn jene gar zu einseitig lautet, ziemlich verstimmt.

Damit soll natürlich den Gegenüberstellungen selbst ihr Wert nicht bestritten werden. Ganz im Gegenteil. Sie veranschaulichen oft aufs greifbarste, daß man es bei nationalen Streitigkeiten, solange man sie in bestimmter Formulierung festhält, wie mit Kantischen Antinomien zu tun hat, für die es überhaupt keine Lösung gibt.

Als eine solche politische Antinomie erscheint bei Lichtenberger die Frage Elsaß-Lothringen. Er geht bei Schilderung der Zuspitzung des deutsch-französischen Gegensatzes vor Ausbruch des Krieges auch auf sie ein, und was er hinsichtlich ihrer ausführt, ist recht bemerkenswert. Es zeigt, wie recht Karl Marx hatte, als er am 17. August 1870 an Friedrich Engels schrieb, die gewaltsame Annexion Elsaß-Lothringens an Deutschland würde ein Unglück für Deutschland und für Europa sein. Danach hatte das Volksempfinden in Frankreich sich auch 1914 noch nicht in jene Abtrennung von Frankreich gefunden. Gab es indes für die Wunde wirklich keine andere Heilung als die gewaltsame Zurücknahme, die ja nun auf der andern Seite ähnliche Empfindungen ausgelöst hat? Ein Wort, das Jean Jaurès bei unserm letzten Zusammentreffen an den Schreiber dieses gerichtet hat, spricht dagegen. Es war auf der Baseler Tagung der deutsch-französischen interparlamentarischen Konferenz, die in den Pfingsttagen 1914 stattfand. Am ersten Tage dieser Zusammenkunft kam kurz vor Beginn der Sitzung Jaurès aus dem Beratungszimmer der französischen Delegation heraus, suchte mich auf und sagte zu mir: „Ich habe in unserer Delegation Ihre Reichstagsrede vom 15. Mai gelesen. Können Sie mir zusichern, daß das, was Sie dort über die Frage Elsaß-Lothringen gesagt haben, der Standpunkt Ihrer ganzen Delegation

ist? Dann sind wir über den Berg hinweg!“ Er hatte damit eine Bemerkung in einer Rede von mir zum Haushalt des Auswärtigen Amtes im Auge, worin ich die Verleihung einer Verfassung an Elsaß-Lothringen als einen Schritt auf der richtigen Linie anerkannt und hinzugefügt hatte, die Vollendung des Schrittes würde in der Gewährung der vollen Selbstverwaltung an Elsaß-Lothringen bestehen, die wir Sozialdemokraten deshalb forderten und die nach den von den Vertretern der Elsaß-Lothringer abgegebenen Erklärungen Deutschland auch gewähren könne. Nun, Jaurès, dieser von allem Chauvinismus freie Franzose, hatte damals so wenig wie die Masse seiner Landsleute den Verlust Elsaß-Lothringens verschmerzt, und zwar, weil 1871 die Annexion erfolgt war, nicht nur ohne die Volksbefragung, sondern im direkten Widerspruch gegen eine unzweideutige Willenskundgebung der Bevölkerung Elsaß-Lothringens, die sechs Wochen vorher, bei den Wahlen zur Nationalversammlung in Bordeaux, zu einer Zeit, wo die Absicht Deutschlands auf Elsaß-Lothringen schon bekannt war, ausschließlich Gegner der Angliederung an Deutschland — 26 an der Zahl — zu ihren Vertretern gewählt hatte und im Namen derer die 26 denn auch in Bordeaux feierlich Protest gegen die Annexion erhoben haben. Und trotz alledem war Jaurès zu der Ueberzeugung gelangt, daß schon die Verleihung der Selbstregierung im Rahmen Deutschlands an Elsaß-Lothringen hinreichen würde, die Mehrzahl der Franzosen dazu zu bringen, sich mit dem 1871 Geschehenen abzufinden. Denn das bedeutete das „Dann sind wir über den Berg!“

Ich konnte ihm damals nur antworten: „Für meine Parteigenossen, ja. Was aber die Vertreter bürgerlicher Parteien betrifft — es waren außer Sozialdemokraten noch einige Deutsche Freisinnige, zwei Zentrumsleute und zwei Nationalliberale anwesend —, so müßte ich doch erst bei ihnen anfragen, ich bin da nicht aller ihrer sicher!“

Tatsächlich war mir bei einigen die Sache recht zweifelhaft. Zu stark war ja bei der großen Mehrheit meiner guten Landsleute die militärische Denkweise eingewurzelt, die sich mit der auf Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Völker beruhenden Politik nur schlecht verträgt. Allerdings hat das Versailler Diktat ihnen eine Entschuldigung geliefert, indem es bei der Entscheidung über die Landeszugehörigkeit Elsaß-Lothringens über dieses wie über eine Sache verfügt hat, statt es als eine Bevölkerung zu behandeln. Daß die Verfasser des Diktats die große Mehrheit der Elsaß-Lothringer mit der Zurückgabe an Frankreich einverstanden wußten, ist keine genügende Rechtfertigung der gewählten Form der Prozedur. Es kam nicht nur eine Frage des politischen Rechts, sondern auch eine wichtige Frage der Völkerbeziehung, die Versöhnung der Deutschen mit dem Geschehenen, in Betracht. Die war in ausreichendem Maße nur durch die Vornahme einer Abstimmung vor der Uebergabe an Frankreich zu erwirken. Es galt, auch jedes Mißverständnis über die Legitimität der Zurücknahme auszuschließen, auch die nicht unterrichteten Deutschen — und sie sind die übergroße Mehrheit der Nation — davon zu überzeugen, daß die Elsaß-Lothringer keine deutschen Reichsangehörigen mehr sein wollten.

Daß das nicht geschah, ist eine der Ursachen des Anschwellens der nationalistischen Strömung in Deutschland, und die Ursache, daß es nicht geschah, ist in dem Umstand zu suchen, daß in fast allen Ländern noch in mehr oder weniger starkem Grade militaristische Erinnerungen das politische Denken beeinflussen.

Das Hineinwuchern der Urteile früherer Geschichtsepochen in eine neuere Zivilisation und mangelnde Kenntnis der Geschichte und Lebensverhältnisse des anderen Landes sind Quellen der großen Mißverständnisse, die es zu einem wirklichen Verstehen der Völker untereinander, dieser Vorbedingung der Erzielung guter Beziehungen von Volk zu

Volk, nicht kommen lassen. Hier leistet nun das Buch Lichtenbergers überaus wertvolle Aufklärungsarbeit. Wie viele Deutsche gibt es, die ein klares Bild davon haben, wie sich die Frage Elsaß-Lothringen von 1871 ab bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein in den Augen von Franzosen gestellt hat und stellen mußte, die nur nicht weniger für ihr Land und sein Recht empfanden, als sie selbst für das ihrige, ohne deshalb schon Chauvinisten zu sein? Am meisten war der Franzose schon ein solcher, der von der Rückgewinnung der beiden Provinzen an sein Land träumte, aber daß sie oder ihre Väter nichts anderes taten als jener, wenn sie vor 1864 „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ sangen, wäre ihnen nie in den Kopf gegangen. So wird es denn manchen Deutschen sehr gut tun, die Stellen in Lichtenbergers Buch zu lesen, die von dieser Frage handeln. Allerdings müssen sie dabei auch einige Fehler des Buches übersehen. Dahin ist die den Franzosen naheliegende Neigung zu rechnen, von der verallgemeinernden Ausdrucksweise Gebrauch zu machen und „die Deutschen“ zu sagen, wo eine Politik gekennzeichnet wird, für die eine Regierung oder eine herrschende Klasse verantwortlich war. Manchmal übernimmt er auch gar zu leicht in gewissen Kreisen umlaufende Schlagworte, ohne sie auf ihre innere Berechtigung zu prüfen. So spricht er auf Seite 40 von einem „durch die Brutalitäten eines Noske entfesselten Zorn“. Ich weiß nicht, wie er über Louis Cavaignac denkt. Aber Noske war in keiner anderen Lage als der Besieger des Juni-Aufstandes und hat nicht den zehnten Teil so viel der Geschlagenen zu verzeichnen gehabt wie jener.

Indes, diese und andere Fehlgriffe sind Kleinigkeiten im Verhältnis zum Aufklärungswert des Buches als Ganzes. Es löst die Aufgabe, Deutschen und Franzosen die Entwicklung der Spannung zu schildern, welche die beiden Nationen in immer stärkeren Gegensatz zueinander brachte, immer stärkeres Mißtrauen zwischen ihnen aufsprießen ließ, und zu zeigen, wieviel gegenseitiges Verkennen der Beweggründe und Absichten dazu beitrug, in den Punkten, auf die es ankommt, ganz vortrefflich. Mit großer Klarheit kennzeichnet er die Probleme, die es zu lösen gilt, wenn die beiden Nationen, die an der Spitze der Zivilisation des Festlandes von Europa stehen, in ein erträgliches Verhältnis zueinander gebracht werden sollen, und wenn er nicht auch zugleich die Lösungen selbst anzeigt, so läßt er doch schon deren Möglichkeit erkennbar durchblicken.

Der weißblaue Feldzug gegen die deutsche Republik

Von Paul Kampffmeyer

Am 28. April 1924 sind vom Münchener Volksgericht die Ludendorff-Hitler-Banditen, die in gewalttätigster Form den Münchener Bürgermeister Schmid und mehrere sozialdemokratische Stadträte als „Geiseln“ festnahmen und die „Münchener Post“ vandalisch verwüsteten, zu lächerlich geringen Festungstrafen verurteilt worden. Das Gericht billigte den Angeklagten überdies ein Jahr und drei Monate Bewährungsfrist zu, so daß sie zumeist sofort auf freien Fuß gesetzt wurden. Der Hauptangeklagte Gehring entzog sich seiner Verurteilung durch die Flucht. Er hatte bereits am 23. Oktober 1923 nach einer Besprechung mit den militärischen Führern der nationalsozialistischen Bewegung für den Fall der Reichsdiktatur Ludendorff-Hitler an die „Stoßtrupps“ folgende Weisung ausgegeben:

„Die Führer haben in ihren Bezirken Aufrufe zur Uebernahme der Gewalt sofort vorzubereiten. Es muß mit dem schärfsten Terror vorgegangen werden. Wer die geringsten Schwierigkeiten macht, ist zu erschießen. Es ist notwendig, daß die Führer sich jetzt schon die Persönlichkeiten herausuchen, deren Beseitigung notwendig ist. Mindestens einer muß zur Abschreckung nach Erlaß des Aufrufs sofort erschossen werden.“

Durch diese „Weisung“ wird tageshell die politische Bedeutung der Verhaftung der sozialdemokratischen „Geiseln“ und des förmlichen Haftbefehls gegen den „Novembervbrecher“ Ehrhard Auer beleuchtet. In dem sozialdemokratischen Führer Auer, in dem Bürgermeister Schmid und in den sozialdemokratischen Stadträten Münchens sollte die deutsche Republik getroffen werden. Es war in München ein offenes Geheimnis, daß auf der Proskriptionsliste der Hitlerianer an erster Stelle der Name Ehrhard Auer stand. Oeffentlich konnte ein Hitler seine Mannen auffordern, in ihren Notizbüchern die Namen aller der „Novembervbrecher“ aufzuzeichnen, mit denen abgerechnet werden müßte. Herrn Hitler wurde aber kein Härchen gekrümmt, obwohl er bei einer öffentlichen Parade seiner nationalsozialistischen Stoßtrupps diese Aufforderung erließ. Der nationalsozialistische Häuptling ist eben von leitenden Männern der bayerischen Regierung offen begünstigt worden, weil sich die Spitze aller seiner hochverräterischen Unternehmungen gegen die deutsche Republik richtete. Gegen die Anhänger dieser Republik schwangen die Kahr, Pöhner, Roth, Frick die Ordnungsplempel, die wohl etwas abkühlenden, angenehmen Winde den überhitzten nationalsozialistischen Faschisten zuwehte, mit erbarmungsloser, grausamer Härte aber auf alle sozialistischen, kommunistischen und republikanischen Elemente niederfuhr, die sich dem reaktionär-monarchistischen Geiste der weißblauen „Ordnungszelle“ widersetzen.

Die Herren Kahr, Pöhner und Roth haben sich in den Märztagen 1920 zu Helfershelfern der Kapp-Putschisten gemacht, die offen die militärische und polizeiliche umstürzlerische Verschwörung gegen die Regierung Hoffmann am 14. März begünstigt und unterstützt und schließlich dem Ministerium dieses Sozialisten, der zu den eifrigsten Verteidigern der Weimarer Verfassung zählt, selbst den persönlichen Schutz entzogen haben. Am 14. März 1920 erschien während des Ministerrats im offiziellen Auftrage des politischen Abteilungschefs der Münchener Polizeidirektion ein Beamter vor dem versammelten Ministerrat, um offiziell mitzuteilen, daß die Polizeidirektion es ablehne, angesichts der Stimmung der Truppen dem Ministerium Schutz zu garantieren.

Herr Pöhner hat sich im Prozeß Hitler-Ludendorff offen seiner fünfjährigen hochverräterischen Tätigkeit gerühmt, die eben mit den Vorbereitungen des Kapp-Putsches begann, und Herr Frick gestand freimütig ein, in welchem Umfange die Münchener Polizei die nationalsozialistische Propaganda begünstigte. Er hat damit übrigens nur das gesagt, was alle Welt bereits wußte. In den Tagen des Kapp-Putsches wurde mit Erlaubnis des Herrn Pöhner ein hochverräterisches deutsch-völkisches Flugblatt verbreitet, das den Staatsumsturz der Kapp-Lüttwitzschen Rebellenbande in der frechsten, unverfrorensten Weise und den pöbelhaftesten Ausfällen gegen die „Judenregierung“ förmlich verherrlichte. Herr Pöhner ließ bei der Plakatzensur direkt aufreizende öffentliche Anschläge der Nationalsozialisten zu und erregte dadurch lauten Widerspruch bei fast allen Parteien des bayerischen Landtags. Der Inhalt bestimmter Polizeiakten ging in die Spalten des „Deutsch-völkischen Beobachters“ über. (Bekundungen im Prozeß Baßler.) Kurz, die Begönnerung der nationalsozialistischen Arbeiterpartei durch die

Münchener Polizeidirektion war für alle, die sehen wollten, mit Händen greifbar. Und Herr Pöhner konnte die skrupellos zu gemeinen Verbrechen aufreizende Sprache der Plakate und Zeitungen der Deutsch-völkischen direkt begünstigen, weil hinter ihm schützend und schirmend der Ministerpräsident des bayerischen Staates, Herr v. Kahr, stand, der bei der hochverräterischen Meuterei der Münchener Polizeidirektion und bei allen Umsturzaktionen gegen den Minister Hoffmann gemeinsame Sache mit Pöhner gemacht hatte.

Im Hitler-Ludendorff-Prozeß prahlte der Rechtsanwalt Hemmetter mit seinen hochverräterischen Anschlügen gegen die sozialistische Regierung. Er hatte ja auch am 14. März 1920 die Zeitfreiwilligen Münchens zum raschen und entschlossenen Handeln gegen das Ministerium Hoffmann aufgefordert. Ueber alle diese Tatsachen, die schon in den Tagen des Kapp-Putsches bekannt wurden und die heute offen eingestanden werden, hat die bayerische Justiz planmäßig hinweggesehen und damit systematisch die Hochverräter begünstigt, die nun den bewaffneten Umsturz der deutschen Reichsverfassung fast gewerbsmäßig betreiben konnten. Am 22. Oktober 1922 erhob in der „Münchener Post“ der Abg. Alwin Sängler diese Anklage gegen die bayerische Justiz, die am Gängelband des deutschnationalen und späteren deutsch-völkischen Ministers Roth hing:

„Die bayerische Justiz ist gegen Artikel der nationalistischen Presse, die im März 1920 zum Anschluß an die Kapp-Regierung aufforderte, nicht eingeschritten. Die bayerische Justiz ist gegen diejenigen, die mit offener Aufforderung zum Ungehorsam gegen Reichsgesetze und Verordnungen den Tatbestand des § 110 R.St.G.B. eindeutig erfüllten, nicht eingeschritten. Die bayerische Justiz hat sich für die allgemeine Begnadigung der Kapp-Hochverräter eingesetzt; eine entsprechende Amnestie für die Räterepublikaner hat sie entschieden abgelehnt. Die bayerische Justiz ist nicht gegen diejenigen eingeschritten, die in den Märztagen 1920 in den Münchener Kasernen zum Sturz des Kabinetts Hoffmann aufforderten; sie hat es bewußt unterlassen, die Personen zu vernehmen, die den Sachverhalt aufklären konnten.“

Das waren die schwerwiegendsten Angriffe gegen Ehre und Gewissen der bayerischen Justiz, Anklagen, die eine sich schuldlos führende Gerechtigkeitspflege sofort mit einem Prozeß gegen den Abg. Sängler beantworten mußte; aber die Justiz des Herrn Roth ließ diese furchtbare Beschuldigung einfach unwidersprochen ins Land hinausgehen.

Und weshalb? Weil der Abg. Sängler als Mitglied der Regierung Hoffmann zum Teil Augen- und Ohrenzeuge aller der hochverräterischen Ereignisse gewesen war, deren offene Duldung und Begünstigung er der bayerischen Justiz vorwarf.

Diese Justiz hätte es in der Hand gehabt, alle die Verschwörerzirkel, die ihr durch die Bekanntschaft mit den Briefen und Aufzeichnungen des Kapp-Putschisten Berthold bekanntgeworden waren, aufzulösen und deren tätige Mitglieder, die u. a. in Briefen zu einer Massenabschlachtung der Juden aufforderten, einer empfindlichen Bestrafung zuzuführen. Sie tat nichts, rein gar nichts gegen die Verschwörer, die ihre verbrecherische Tätigkeit fortsetzten und direkt Geheimorganisationen mit Femgerichten gründeten, um die Vollziehung wichtiger Reichsgesetze und Reichsverordnungen zu verhindern. Am 11. Februar 1921 veröffentlichte die „Münchener Post“ bereits die Statuten der Geheimorganisation „Reichsfahne Oberland“. Diese Organisation verstieß gegen die §§ 126, 128 und 129 des R.St.G.B. Sie drohte in ihren Statuten ein gemeingefährliches Verbrechen („Verräter und Wortbrüchige verfallen der Feme“) an, sie suchte die Vollziehung

von Gesetzen zu verhindern und verpflichtete zu unbedingtem Gehorsam gegen unbekannte Obere. Bayern wurde nun systematisch mit Geheimorganisationen durchsetzt, von denen aber die Polizei und Justiz Bayerns nichts sah und hörte, bis endlich nach der Ermordung Erzbergers die Organisation C. in München entdeckt wurde — und zwar nicht von bayerischen, sondern von badischen Justizbeamten! Der Prozeß Killinger im Juni 1922 brachte das Statut der Geheimorganisationen in die breite Öffentlichkeit. Es wurde weiter bekannt, daß die Mörder Schulz und Tillessen von der Organisation C. ein Monatsgehalt von 1200 und 2000 Mark bezogen hatten.

Weshalb sind die Geheimorganisationen nicht in München von der Münchener Polizei ermittelt und sofort unschädlich gemacht worden? Nur weil der Ministerpräsident Kahr und der Polizeipräsident Pöhner direkt in enger Verbindung mit den Geheimorganisationen standen. Diese Tatsache trug der Abg. Hans Dill im bayerischen Landtag am 6. Juli 1922 vor: „Ich will nur so viel sagen,“ so führte Dill aus, „als ich vor Gericht unter Eid aussagen könnte, und das ist, daß Herr v. Kahr von dem Bestehen der Geheimorganisationen wußte und daß eine Mittelsperson zwischen den Geheimorganisationen und ihm, nämlich Herr Pöhner, da war. Als Zeuge für diese Aussage kann ich ein sehr prominentes Mitglied aus diesem Hause nennen.“

Nach dem offenen Geständnis Pöhners über seine fünfjährige hochverräterische Tätigkeit braucht man auch dieses sehr prominente Mitglied gar nicht mehr zu vernehmen. Uebrigens liegen ja massenhaft Beweise für die unablässige Duldung und Förderung der Geheimverbände durch die Polizei Pöhners vor. Hier sei nur eine einzige, allerdings diese Polizei sehr schwer belastende Tatsache vorgetragen. Am 11. Juli 1922 veröffentlichte die „Münchener Post“ u. a. diese Zeilen:

„Im Frühjahr 1921 fand eine Ausschusssitzung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei statt, in der Pläne zur Ermordung Erzbergers beraten wurden. Die Tat sollte ausgeführt werden anlässlich eines Vortrages, den Erzberger während seiner damaligen Vortragsreise in München halten sollte. Ueber die Rollenverteilung wurde man sich jedoch nicht einig. Die größten Hetzer, darunter auch der 2. Vorsitzende der Partei, Oskar Körner (derselbe, der den Ueberfall auf den Abgeordneten Saenger ausübte), versuchten andere vorzuschieben. Die beiden Angestellten Frank, Lindwurmstr. 51, München, und Schüßler, Zieblandstr. 41, München, erklärten das als eine ‚feige, niederträchtige Handlung‘ und lehnten ab, bei der Sache mitzutun. An dieser Sitzung nahmen teil der damalige 1. Vorsitzende Anton Drexler, der 2. Vorsitzende Körner, die Ausschussmitglieder Emmer, Angermeier, Michl, Riedl sowie Schüßler. Ebenfalls wurde ein Plan beraten zur Ermordung des Reichsministers Rathenau. Dazu sollten einige Leute nach Berlin fahren. Der Treiber bei diesen Verhetzungen war Adolf Hitler. Er wandte die Vorsicht an, seinen Freund Körner vorzuschicken und als Sprachrohr zu benutzen. Der Polizei wurde hiervon Mitteilung gemacht; was ist geschehen?“

Die Münchener Polizei hat niemals auch nur eine Zeile bekanntgegeben, daß sie eine Untersuchung gegen die hier angeführten Nationalsozialisten eröffnet oder ein Verfahren gegen die „Münchener Post“ eingeleitet hätte!

Hitler fand bei der Polizei immer die eifrigsten Fürsprecher, wenn ihm die bayerische Regierung einmal zu Leibe gehen wollte..

Unter den Augen des bayerischen Ministeriums konnten sich die Hitlerianer bewaffnen, mit ihren Stoßtrupps manövrieren und sich als

öffentlich-rechtliche Organe ausspielen. Im Sommer 1921 hielten die nationalsozialistischen Sturmtrupps massenhaft Generalappelle und Kontrollversammlungen ab. In dieser Zeit schien München schon putschreif zu sein. Deshalb sandte der Präsident des bayerischen Landtags, der bayerische Volksparteiler Königsbauer, dieses Telegramm an den Ministerpräsidenten v. Kahr, der ruhig in Berchtesgaden die kommenden Ereignisse erwartete und sich offenbar vor vollendete Tatsachen stellen lassen wollte:

21. September,

Herrn v. Kahr, Berchtesgaden.

Ich habe amtliche Mitteilung, daß morgen oder in den nächsten Tagen Rechtsputsch gegen Landtag beabsichtigt. Ersuche, sofort diesen Bestrebungen öffentlich entgegenzutreten und unverzüglich als verantwortlicher Minister des Innern nach München zu kommen.

Landtagspräsident Königsbauer.

Herr v. Kahr mußte daraufhin notgedrungen eine öffentliche Warnung an alle Teile des Volkes vor unüberlegten Schritten und „etwaigen Versuchen gewaltsamen Eingreifens in den verfassungsmäßigen Gang der öffentlichen Ereignisse“ erlassen. Immerhin war die Stellung Kahrs nun nach und nach unhaltbar geworden, und er und seine Gehilfen Pöhner und Roth mußten sich von ihren leitenden Posten zurückziehen. Der Graf Lerchenfeld wurde Ministerpräsident; das System Kahr-Pöhner blieb aber im wesentlichen bestehen.

Als einmal bekannt wurde, daß die Regierung vielleicht die Ausweisung des wegen Landfriedensbruch bestraften Hitler in Erwägung ziehen wolle, warf der Nationalsozialist Esser in einer öffentlichen Versammlung dem Ministerium diese Drohung an den Kopf: Es wird im Ministerium erwogen; gut! Wir werden auch erwägen, und dann auch handeln. (Rufe: Rache!) Graf Lerchenfeld wurde von dem gleichen Redner als „ein Eckstein für internationale Börsenjuden-Hunde“ bezeichnet. Nach dieser pöbelhaften Beschimpfung riefen die fanatisierten Zuhörer: „Der Lerchenfeld mit seinem Judenmensch!“ Als kurz nach diesem Vorfall ein Hitlerianer bei einer militärischen Parade dem Minister Schweyer die Beschimpfung ins Gesicht rief: „Dieser Schweinehund“, wurde er im Mandatswege zu sechs Wochen Haft verurteilt. Er legte gegen das Mandat Einspruch ein und erklärte in der schöffengerichtlichen Verhandlung: Er sei ausgesprochener Monarchist und Hitlerianer. Er habe den Ausdruck nur in der Erregung darüber gebraucht, daß Schweyer im Landtag die Ausweisung Hitlers in Erwägung gezogen habe. Und nun sühnte das Gericht die unflätige Ministerbeleidigung mit 500 Mark Geldstrafe, eine bei der damaligen Markentwertung lächerlich geringe Strafe! (Schluß folgt.)

Ante Starčević

Von Hermann Wendel

Ein sehr großer Teil dessen, was heute kroatische Frage heißt, wird dem nur vollkommen verständlich und durchsichtig, der sich in Wesen und Wirken Ante Starčevićs versenkt.

Seine Wiege stand vor einem runden Jahrhundert in einem bäuerlichen Hause zu Zitnik bei Gospić, in der Lika genannten südwestlichen Gebirgsgegend Kroatiens, die durch das Massiv des Velebit von der nahen Adria abgeriegelt ist. Sein Onkel Sima Starčević, ein literarisch beflissener geistlicher Herr, der in der Zeit der *Provinces Illyriennes* eine

Grammatik der heimischen Sprache und ein französisch-illyrisches Wörterbuch herausgegeben hatte, warf auf den geweckten Knaben ein Auge und sorgte, daß er von der dörflichen Ziegenweide 1839 aufs Agramer Gymnasium und sechs Jahre später aufs Pester Priesterseminar kam. Aber als das Jahr 1848 losbrach, schien dem jungen Dr. phil. das Messelesen kein erstrebenswerter Beruf mehr. Er schlüpfte aus dem geistlichen Gewand, doch sein Vorhaben, an der Rechtsakademie zu Agram Philosophie und Geschichte zu lehren, vereitelte der ob seines Austritts erboste Bischof. So hockte er sich in die Advokaturkanzlei eines seiner Freunde und wetzte nebenbei mit mancherlei schriftstellerischen Versuchen seine Feder, bis ihn 1861 seine Wahl zum *Ordinarius notarius*, zum Hauptbeamten des Komitats Fiume, und zum Sabor-Abgeordneten auf die Bühne öffentlicher Wirksamkeit rief.

Schon aus seinen ersten politischen Äußerungen klang das: Hier bin ich! einer neuen Schicht im öffentlichen Leben Kroatiens. Bis 1848 hatte sich in dem starren Feudalstaat der Begriff der *natio croatica* mit Adel und Geistlichkeit erschöpft, die allein als bevorrechtete Stände auf dem Rücken von Bauernschaft und Bürgertum die Staatsangelegenheiten besorgten, die Revolution war wie ein kurzer Traum vorübergeflogen, und danach hatten die Giftgase der absolutistischen Aera Bach jedes politische Atmen unmöglich gemacht. Jetzt aber, da die Nachwirkung der habsburgischen Niederlagen von 1859 in dem vergreisenden Kaiserstaat neue Kräfte entband, wandte sich ein junges Geschlecht der Politik zu, Städter, die gestern noch Dörfler gewesen waren, der ganze Intelligenz-Nachwuchs, der in diesem Lande ohne eingewurzelt saftvolles Bürgertum unmittelbar aus den Bauernhöfen in die Ämter und Hörsäle strebte. Diesen sich verstädternden Bauernsöhnen, deren seelische Entwicklung später sein Anhänger Ante Kovačić in seinen Romanen zu erfassen suchte, schickte Starčević seinen aufstürmenden Weckruf zu. Er sprach zu ihrem Verstand und mehr noch zu ihrem Gefühl so, wie zu Menschen zu sprechen war, die von den strategischen Feinheiten politischen Schachspiels nichts ahnten: derb, deutlich, eindeutig; er hackte seine Formeln mit der Holzaxt zurecht, und ob er auch anfangs einsam unter befremdeten Zeitgenossen stand, erwarb ihm doch rasch die Leidenschaft seiner Sprache, der Ernst seiner Ueberzeugung und die Kraft seiner Persönlichkeit Anhänger um Anhänger.

Wie es seiner eigenen Abkunft und der sozialen Wesenheit der ihm zuströmenden Schicht entsprach, ragte er mit der Stirn in die liberale Gedankenwelt des Bürgertums und stemmte die Füße fest auf den Boden der patriarchalischen Anschauungen der Bauernschaft. Der den Satz prägte: „Das Gesetz ist der ausgedrückte Volkswille, der Landtag ist ein Ausschub des Volkes, die Regierung ein Ausschub des Landtags und der Herrscher der erste Staatsbürger“, erwies der Demokratie nicht nur seine Reverenz, wenn er sich für die allgemeine und die Verhältniswahl einsetzte; er entdeckte auch keinen Schaden darin, so morgen alle „Herren“ verschwänden: aus den Grundsätzen von 1789 leitete er so sehr alles Glück der Menschheit ab, daß einer seiner literarischen Jünger, August Harambašić, ihm einen Band politischer Verse mit dem Motto: *Liberté! Egalité! Fraternité!* widmete, und auch ein unwirscher Antiklerikalismus war sein Teil, der Trennung von Staat und Kirche heischte und die Wahl der Geistlichen durch das Volk forderte. Aber zu gleicher Zeit lebte und webte Starčević so im bäuerlichen Patriarchalismus, daß ihm, der selbst in einer *Zadruga* geboren und aufgewachsen war, die von Alters überlieferte dörfliche Hausgenossenschaft, eine der sozialen Formen der Urzeit, als Quell jeglichen Wohlstands und Herd aller Tüchtigkeit der Erhaltung und Bewahrung wert erschien. Wenn er sah, daß sich in Kroatien der Adel um nichts scherte, das Bürgertum

arm, die Intelligenz kümmerlich und jenes wie diese verderbt war, dünkte ihm einzig der Landmann zu allem Guten und Erhabenen fähig. Ein Land, in dem der Bauer so Rückgrat von Volk und Staat war wie in Kroatien, durch Anlage von Eisenbahnen fremden Einflüssen aufzuschließen, empfand er schon als bedenkliches und verwerfliches Unterfangen, ja, als er am 28. Februar 1895 zweiundsiebzigjährig starb, mußte er in Sestine beigesezt werden, denn in seinem letzten Willen hatte er sich verboten, in Agram als einer „Großstadt“ und Stätte der Entsittlichung sein Grab zu finden.

Aber im Grunde war für ihn das allgemein Politische und Soziale keine Frage erster Ordnung; im einzelnen ein politisches Programm auszuarbeiten, lehnte er stets ab, da es unter den herrschenden Verhältnissen zwecklos sei, und die Kroaten, einmal zu ihrem Recht gelangt, alles nach ihrem und ihres Königs Gutdünken trefflich einrichten würden. Vielmehr war er ganz auf das Nationale, das Kroatische eingestellt. Hatte genau ein Menschenalter vor Beginn seiner politischen Tätigkeit die „Göttin des kroatischen Landes“ in Strophen von Pavao Stooš geklagt:

Andres Volk erfreut sich seiner,
aber mein Sohn schämt sich meiner.
Da schon seine Sprache der Kroat vergißt,
möcht' er, daß er andern Volkes ist.
Viel' verschmäh'n ihr Volkstum; Scham sie brennt,
wenn der Fremde sie Kroaten nennt,

so waren für Starčević keine Buchstaben groß genug, um das stolze Wort Kroat hinzuschreiben. Kroatien hieß er ein klassisches Land, Zwillingschwester Italiens; unaufhörlich hämmerte er den Seinen in die Köpfe, daß in der Vergangenheit kein Volk in Europa die Kroaten an Größe übertreffe. Er redete sich in Hitze dafür, daß noch niemand die Kroaten mit den Waffen überwunden habe, er legte die Hand dafür ins Feuer, daß nur die Kroaten Oesterreich groß gemacht hatten, er hielt es für selbstverständlich, daß die Kroaten viermal mehr Verstand hatten als viele andere Völker, und als ganz lächerlich wies er den Gedanken ab, daß Kroatien, nachdem es fünf Jahrhunderte dem Morgenland und dem Abendland getrotzt hatte, nicht für sich allein bestehen könne — Kroatien über alles, über alles in der Welt!

Mußte dieses stete schmetternde Bekenntnis zur Fürtrefflichkeit des Kroatentums in einem sehr notwendigen Maße das kroatische Volksbewußtsein beleben, so standen doch nicht genügend starke soziale Kräfte hinter Starčević, als daß er mit dem bloßen Dasein der kroatischen Volksmasse ihre politische Existenzberechtigung begründet hätte. Wohl übersah er das natürliche Recht nicht, aber der höhere, der höchste Titel war ihm das historische Recht. Nicht nur, weil er mit dem österreichischen Legitimitätssystem rechnen mußte, das nur Verträge, keinen Volkswillen kannte, sondern auch, weil er an der Ueberlieferung der Altvordern haftete, die sich gegen die magyarischen Ansprüche auf vergilbte Pergamente und Eselshäute berufen hatten, pflanzte er wie ein mittelalterlicher Jurist die Standarte des kroatischen Staatsrechts auf. In die Folianten der Historie wühlte er sich ein, daß der Staub der Jahrhunderte aufwirbelte, und von 1526 und 1712, von „historischem Standpunkt“, „historischem Rechtsbewußtsein“ wie „altewürdiger Verfassung“ floß mitten im hellen Sonnenschein des neunzehnten Säculums seine Rede. Da das Wort Kompromiß in seinem Wörterbuch fehlte, vermochte er, den Blick starr auf die dreihundertvierzigjährige Geschichte der Kroaten unter dem Hause Habsburg gerichtet, die Gesetzlichkeit aller Landtage von 1865 ab und die des kroatisch-magyarischen Ausgleichs von 1868 zu leugnen. Der kroatische Sabor mit dem gesetzlichen König, das war: einem König, der sich auf „historischer Grund-

lage“ feierlich in Agram hatte krönen lassen, war für ihn die einzig legitime Obrigkeit des Königreichs, und da es weder einen solchen Landtag noch einen solchen König gab, verneinte er Banus, Sabor und ihre Tätigkeit in Bausch und Bogen — für ihn bestanden sie nur *de facto*, nicht *de jure*, und was war das *de facto* für ein Spinnweben neben dem Trutzbau des *de jure*! In einem Staate, in dem der nackte Absolutismus kaum ein Feigenblatt vornahm, bildete eine so beharrliche und inbrünstige Betonung des Recht- und Verfassungsmäßigen einen un-leugbaren moralischen Kraftquell, aber eine Anschauung, die, zu ohnmächtig, aus Wirklichkeiten Stärke zu schöpfen, Mittelalterlichkeiten in den Nachmärz verpflanzte und von Lassalles Erkenntnis: Verfassungsfragen gleich Machtfragen! weit abirrte, züchtete doch auch einen überholten Formalismus und Romantismus in der Politik groß.

Da Starčević Ziel und Weg also umschrieb: „Ich will nicht für die Magyaren noch gegen die Magyaren, nicht für Oesterreich noch gegen Oesterreich, sondern für Kroatien arbeiten“, vermied er in der Tat, je für eine der beiden im Habsburgerreich herrschenden Mächte auch nur einen Finger zu rühren. Dennoch stand er anders zu den Magyaren, anders zu Oesterreich. Die einst bestehenden Bindungen Kroatiens an Ungarn hielt er durch das Jahr 1848 für gelöst, doch war er bereit, mit Budapest Staat zu Staat, Volk zu Volk zu verhandeln und auf internationaler Grundlage ein Schutzbündnis abzuschließen; weit entfernt, ein grundsätzlicher Feind Ungarns zu sein, beteuerte er sogar, daß nirgends zwei Völker so aufeinander angewiesen seien wie Magyaren und Kroaten. Aber gegen Oesterreich fraßen sich schon in seiner Jugend andere Gefühle in seine Brust. Geboren und aufgewachsen nicht in „Zivilkroatien“, das dem harten Anprall der Magyarisierung ausgesetzt war, sondern in der Militärgrenze, wo er Oesterreich die Schuld gab, daß aus einem fruchtbaren Lande eine Wüstenei, aus einem stolzen Volk ein Haufe Sklaven, Räuber und Bettler geworden sei, hatte er zwischen 1850 und 1860 zähneknirschend mit angesehen, wie die germanisierende Peitsche des schwarzgelben Absolutismus den Kroaten um die Beine knallte. Eine weiße Stichflamme, brach darum der Haß gegen Oesterreich aus seinem Herzen. Der leidenschaftlichsten „*Nekavci*“ einer, der „Verneiner“, die jede Verknüpfung zwischen Kroatien und Oesterreich außer dem gemeinsamen Herrscher durchschneiden wollten, machte er Wiens Politik für alles Unheil in der Welt verantwortlich; Oesterreich war für ihn das böse Prinzip an sich, und Gladstones späteres Wort: Kein Fleck auf der Landkarte, auf den man den Finger legen und sagen könnte: Hier hat Oesterreich Gutes getan! schien so recht aus der Seele schon des jungen Starčević gesprochen. Erwog er anfangs noch die Möglichkeit eines freien Bündnisses zwischen Kroatien und Oesterreich, so verwarf er bald schroff jeden Vertrag mit einer Regierung, der nichts als ihre eigene Selbstsucht heilig sei. Das Oesterreich, dem er ohne Unterlaß sein: Nein! Niemals! ins Gesicht schleuderte, war für ihn ein Haufe Frömmel und Kriecher, „die unsern König gegen seine Völker verhetzen“, und daß ihm die Person des Monarchen, daß ihm „das erlauchte Haus Habsburg“ heiliger sei als irgendwem, bekannte er ohne Stocken. Aber dann wieder donnerte er, daß die Dynastie durch Eidbruch und Gewalttat jedes Recht „auf unsere Heimat“ eingebüßt habe, spöttelte über die „Habsburschen“, und oft mußte nach seinen rücksichtslosen Reden der Landtagspräsident „im Namen des kroatischen Volkes“ für die Regierungsbank ein loyales Beruhigungspülverchen anrühren. Manchmal schärfte dem „Alten“, wie er von seinen Anhängern nicht vertraulich, sondern ehrfürchtig genannt wurde, der Haß den Blick; prophetisch klang sein Wort: „Wenn Oesterreich nicht seinen Despotismus für immer begräbt und mit Zustimmung des ganzen aufgeklärten und fortgeschrittenen Europa und mit Hilfe seiner

Völker die orientalische Frage löst, dann bin ich überzeugt, daß Europa Oesterreich und seinen Despotismus ins Grab senken und an diesem Grab die orientalische Frage lösen wird.“ Aber nicht selten ließ ihn auch die eifernde Verblendung über jedes Ziel hinausschießen, so, wenn er seinen Haß vom österreichischen Herrschaftssystem auf das deutsche Volk oder gar auf die deutsche Sprache übertrug; er wettete gegen die Einführung des Deutschen als Pflichtfach in den kroatischen Schulen und verschwor sich, er wolle lieber Flöhe jagen, als sich aus der deutschen Literatur unterrichten.

Ein Likaner, deren harter Schädel im ganzen Volke sprichwörtlich war, offenbarte der Vater der kroatischen Rechtspartei die Starrheit und Unbedingtheit eines Jakobiners von 1793. Der ungesellig und unbeweibt, stachlig und abweisend dahinlebte, in einem ärmlichen Gelaß, dem es an Sitzgelegenheit gebrach, wenn sich zwei Besucher zugleich einstellten, verachtete leiblichen wie geistigen Luxus, und fast dünkte es ein Rätsel, daß der Amusische einst Reime und Szenen geschrieben und das leichte Versgetändel eines Anakreon liebevoll nachgedichtet hatte. Jetzt jedenfalls wollte er von allen Gütern und Gewährungen der Welt nichts als den Kampf für seine Idee. Die Gegner hängten ihm und den Seinen den Spottnamen „*Stekliš*“, „*Tollwütiger*“, an, er griff ihn als Ehrennamen auf; die Machthaber legten ihn in Ketten und hetzten seine Anhänger aus Amt und Brot, er stand sonder Wank. Diese katonische Reinheit der Gesinnung und des Gehabens flammte fanalgleich in einer Umgebung, in der das: Hand wird nur von Hand gewaschen! oft einzige Richtschnur der Politik war; das herbe Wort: Im Grundsätzlichen gibt es keine Versöhnung! mußte einem durch den Zwang der Umstände kompromißsüchtigen Geschlecht die Seele brennen. Aber da ihm das Verständnis für Realitäten nicht nur im schlechten Sinne und das Gefühl für das ewig Relative der Dinge ganz und gar abging, gelangte er nie aus den Eishöhen der absoluten Negation in die Fruchtgefilde der praktischen Arbeit. Im Landtag tummelten sich vornehmlich zwei Parteien, von denen sich im Schaukelspiel zwischen Wien und Budapest die eine mehr Oesterreich, die andere mehr Ungarn zuneigte. Starčević aber verwarf die Unionisten oder Magyaronen, die sich meist aus dem Adel ergänzten, und verfolgte die Volkspartei, die aus Beamtenschaft, Geistlichkeit und Handelswelt ihren wesentlichsten Anhang holte, als vermeintlichen Helfershelfer der Wiener Ränke mit seinem grimmsten Haß, obwohl eine so klare und erhabene Stirne über ihr leuchtete wie die des Bischofs Stroßmayer. Mit diesem großen kroatischen Patrioten verkehrte er wohl bis 1866, und auch in den neunziger Jahren legten die beiden, die man als Kopf und Herz des kroatischen Volkes feierte, noch einmal die Hände ineinander, doch von Dauer war solche Annäherung nicht, denn die Volksparteiler wollten mit kluger Taktik Schritt für Schritt zum Ziele kommen, und der „Alte“ heischte, phantastisch nicht nur auf „die Heiligkeit unseres Rechts“, sondern auch auf „das Gerechtigkeitsgefühl Europas“ bauend, mit Barschheit alles oder nichts.

Vor allem aber war es Stroßmayers umfassendes Südslawentum, was Starčević abstieß, obschon er selbst in jungen Tagen dem Illyrismus Gajs begeistert gehuldigt hatte. Nachdem 1849 die schwache Front der serbisch-kroatisch-slowenischen Einheit auseinandergebrochen war, gebot es vielleicht die historische Notwendigkeit, daß sich zunächst einmal die Stammesgedanken, um später dem Ganzen Bestand zu leihen, mit frischer Lebenskraft erfüllten. In der Lehre der kroatischen Rechtspartei jedenfalls gedieh der kroatische, der allkroatische, der nurkroatische Gedanke bis zur Monomanie und fletschte nach allen Seiten bedrohlich die Zähne. Nicht nur waren für Starčević die Kroaten ein Edelreis am Baum der Menschheit und hatten ein heiliges Recht auf vollständige Herstellung

ihres alten Landes, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Militärgrenze und Medjumurje, sondern auf der ganzen Länge und Breite des südslawischen Stammesgebiets sah er überall Kroaten und nichts als Kroaten. Die Slowenen? Waren Bergkroaten, und die Vereinigung ihrer Gaue mit den kroatischen Landen „auf Grund des nationalen und des historischen Staatsrechtsprinzips“ erschien ihm selbstverständlich. Die Serben? Waren Kroaten! Die Nemanjiden des Mittelalters hießen ihm eine „herrliche kroatische Dynastie“, und Zar Stefan Dušan erschien ihm als Herrscher „der nordöstlichen Teile Kroatiens“. Aber da es seinem dogmatischen Geist nicht einging, daß ein echter Kroate seinem intransigenten und integralen Kroatentum die Gefolgschaft weigern konnte, knetete er sich eine schrullige „rassische“, „völkische“ Lehre zurecht. Danach bestand der nach seinem Begriff schlechtere Teil der „orthodoxen Kroaten“ aus Nachkommen von Albanern, Rätzen, Walachen, Griechen, Illyrern und Zigeunern, die vor einem halben Jahrtausend vor den Türken auf kroatisches Gebiet geflüchtet waren und die kroatische Sprache angenommen hatten. Diese sogenannten „Slawoserben“ bildeten für ihn eine ethnische, soziale und psychische Kategorie, denn wie ihm Serbe mit *servus*, Slawe mit Sklave zusammenfiel, redete er ihnen alle üblen Eigenschaften der Knechtseeligkeit nach. Aus dem feilen Gemüt dieses „Volkskehrichts“ entsprang ebenso das Gefasel von allslawischer Brüderlichkeit, da doch Russen, Polen, Tschechen, Bulgaren und Kroaten nicht besser auf einen Nenner zu bringen waren als die Begriffe Pfeife, Mütze, Messer, Stab und Wasser, wie auch das Gerede vom Illyrertum und Südslawentum, dessentwegen er auch die Volkspartei samt Strößmayer zu den „Slawoserben“ in die Wolfsschlucht warf. Mit dem komischen Zorn, mit dem einst Vater Jahn seinen Knotenstock gegen das Welsche schwang und heute ein „völkischer“ Apostel gegen das Jüdische seinen Speichel verspritzt, wettete der „Alte“ seine Lebtag gegen den verderbenden Einfluß des „Slawoserbischen“ im kroatischen Volk, und unkte, daß in hundert Jahren in Belgrad Rumänisch herrschen werde, da die Serben für sich keine nationale Lebenskraft besäßen und nur durch Besinnung auf ihr Kroatentum bestehen könnten. Aber da er nicht allein in der Zusammenfassung der Rumänen, Slowaken, Ruthenen, Magyaren, Griechen, Bulgaren, Albaner und Kroaten in einen Staat die rechte Lösung der orientalischen Frage sah, in der grotesken Hoffnung allerdings, daß diese ganz verschiedenen Völker mit der Zeit zu einer Nationalität verschmelzen würden, sondern da er auch zwischen Donau und Adria, von Kärnten bis zur Bojana „nach Geschichte, Blut, Sprache und Interessengemeinschaft ein Volk“ sitzen, da er „zwischen Deutschland und Makedonien“ eine einheitliche und zusammengehörige Masse siedeln sah, sprang auch in der Vermummung seines Allkroatentums der südslawische Gedanke rüstig auf. Vom Triglav bis zum Timok ein Volk — was tat der Name zur Sache, Name war Schall und Rauch!

Als sich 1871 sein Freund Kvaternik in der Militärgrenze unter dem Namen Eugen I. zum König von Kroatien ausrief und die Sturmglocke eines Aufstandes läutete, der närrisch-heroisch begann und nach acht- und vierzig Stunden kläglich-tragisch endete, da war dieser unlogische Phantasiestreich eines mystischen Karbonari doch die logische Ausführung von Starcevićs Gedanken; einzig so konnte sich seine Lehre, wollte sie sich nicht selbst untreu werden, der politischen Passivität entrafen, denn sonst war sie, die man rühmend wegen ihrer Gradlinigkeit mit der Mathematik verglich, auch steril wie Euklids dürre Wissenschaft: vor und nach dem Tode ihres Gründers erlebte die Rechtspartei Spaltungen und Wandlungen, ohne je, selbst bei stattlicher Abgeordnetenzahl im Landtag, den Gang der Dinge bestimmen zu können. Aber der lebendige Hauch von Starcevićs Wesen verwehte darum nicht. Obwohl ein „bour-

reur de crânes“, der mit einem Wust von Bedenklichkeiten: Staatsrechtelei, Allkroatentum und Serbenhaß die Köpfe seiner gläubigen Volksgenossen vollstopfte, zog er doch auch die Schleusen der nationalen Energie auf, goß Eisen in das opportunistisch dünne Blut der kroatischen Politik und arbeitete auf seine Art der endlichen Befreiung und Einigung vor. Ante Starcevićs ganzes Wirken war eines jener Extreme, durch die man nach einem Wort Emersons zur Wahrheit gelangt.

Entstehung und Ausbreitung des Buddhismus*)

Von H. G. Wells

Die Grundlehre Gautama-Buddhas, wie wir sie jetzt aus den Originalquellen erkennen, ist klar und einfach und mutet völlig modern an. Ohne Zweifel ist sie die Schöpfung eines so durchdringenden Verstandes, wie ihn die Welt nur je gekannt hat.

Wir besitzen — höchst wahrscheinlich — die authentischen Hauptteile seiner vor den fünf Schülern gehaltenen Reden, die den wesentlichen Inhalt seiner Lehre verkörpern. Er führt alles Unglück und alle Unzufriedenheit des Lebens auf unersättliche Selbstsucht zurück. Das Leiden, so lehrt er, kommt von der Begierde des einzelnen, von der Qual gieriger Wünsche. Solange der Mensch nicht jede Art persönlicher Gier überwunden hat, ist sein Leben Mühsal und sein Ende Schmerz. Es gibt drei Hauptformen, die die Begierde des Lebens annimmt, und alle sind von Uebel. Die erste ist der Wunsch, die Sinne zu befriedigen, die Sinnlichkeit. Die zweite ist der Wunsch nach persönlicher Unsterblichkeit. Die dritte ist der Wunsch nach Wohlstand, die Weltlichkeit. Alle diese Begierden müssen überwunden werden, das heißt der Mensch darf nicht mehr für sich selbst leben wollen — erst dann kann sein Leben ein heiteres werden. Wenn diese aber überwunden sind und das Leben des Menschen nicht mehr beherrschen, wenn das Fürwort der ersten Person aus seinen geheimen Gedanken verschwunden ist, dann hat er die höhere Weisheit erreicht, das Nirwana, die Heiterkeit der Seele. Denn Nirwana bedeutet nicht, wie viele Leute zu Unrecht glauben, das Verlöschen an sich, sondern nur das Verlöschen des flüchtigen persönlichen Strebens, durch das unser Leben niedrig, jämmerlich, schrecklich werden muß.

Hier nun finden wir ganz gewiß das Problem des Friedens der Seele auf das vollkommenste analysiert. Jede Religion, die diesen Namen verdient, jede Philosophie rät dir, dich in etwas zu verlieren, das größer ist als du selbst. „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren.“ Das ist genau dieselbe Lehre.

Die Lehren der Geschichte, wie wir sie in diesem Buche darlegen, stimmen mit der Lehre Buddhas vollkommen überein. Wie wir sehen, gibt es keine Gesellschaftsordnung, keine Sicherheit, keinen Frieden, kein Glück, keine gerechte Leitung oder Herrschaft, ohne daß Menschen sich in etwas Größeres verlieren, als sie selbst sind. Das Studium des biologischen Fortschritts enthüllt einen analogen Vorgang: der Erfahrungskreis des einzelnen geht in einer größeren Einheit auf. Sich selbst in höherem Interesse vergessen, heißt einem Gefängnis entinnen.

Die Selbstentsagung muß vollständig sein. Vom Gesichtspunkt Gautamas war die Furcht vor dem Tode, die Sucht nach einer unendlichen Fortsetzung des gemeinen, kleinen, individuellen Lebens, die die Aegypter

*) Aus der vierten Lieferung des epochemachenden Werkes „Die Grundlinien der Weltgeschichte“, dessen deutsche Uebersetzung im Verlag für Sozialwissenschaft in Berlin SW. 68 erscheint.

und ihre Schüler zu Sühnopfern und Zauberei in die Tempel trieb, ebenso vergänglich und häßlich und schlecht wie Wollust oder Geiz oder Haß. Die Religion Gautamas widerspricht stracks den Unsterblichkeitsreligionen, und seine Lehre verdammt unerbittlich jede Askese als einen bloßen Versuch, durch persönliche Schmerzen persönliche Macht zu gewinnen.

Wenn wir aber zu den Regeln des Lebens kommen, zu dem „Arischen Pfad“, durch den wir dem dreifachen niedrigen Begehren entgehen sollen, das unser menschliches Leben schändet, dann ist die Lehre nicht mehr so klar, kann es aus einem einleuchtenden Grunde nicht sein: Gautama hatte keine Kenntnis und kein klares Bild von der Geschichte; er hatte keine rechte Vorstellung von dem weiten und vielfältigen Geschehen des Lebens, das Zeit und Raum erfüllt. Sein Geist war in diesem Punkte beschränkt auf die Ideen seiner Zeit und seines Volkes, und diese stützten sich auf den Glauben an die ewige Wiederkehr; Welt folgte auf Welt, Buddha folgte auf Buddha, ein unfruchtbares Kreisen des Universums. Die Auffassung der Menschheit als einer großen Bruderschaft, die einem unendlich fernen Ziel unter der Führung eines gerechten Gottes zustrebt, eine Idee, die zu jener Zeit dem Bewußtsein der Semiten Babylons schon aufdämmerte, war in seiner Welt noch unbekannt. In dieser Begrenztheit jedoch ist seine Darstellung des achtfachen Weges von tiefer Weisheit.

Wir wollen die acht Elemente des „Arischen Weges“ kurz aufzählen: Erstens: *Rechte Anschauung*; Gautama forderte von seinen Jüngern vor allem ernstes Prüfen der Anschauungen und Begriffe, unbedingte Wahrhaftigkeit. Man dürfe sich in keiner Weise an billigen Aberglauben halten. Er verurteilte zum Beispiel den herrschenden Glauben an die Seelenwanderung. In einem wohlbekannten älteren Dialog Buddhas wird die Idee einer unsterblichen, persönlichen Seele analysiert und zerstört. Nach der Rechten Anschauung der *Rechten Wille*; weil die Natur ein Vakuum verabscheut und weil niedriges Verlangen ausgetrieben werden soll, müssen andere Wünsche gestärkt werden: Freude, anderen zu dienen, der Wunsch, Gerechtigkeit zu üben und zu fördern, und ähnliches. Der primitive und unverdorrene Buddhismus trachtete nicht, den Willen zu zerstören, sondern nur ihn zu verändern. Hingabe an Wissenschaft und Kunst oder an die Verbesserung der Dinge steht offenkundig im Einklang mit dem rechten Willen in Buddhas Lehre, vorausgesetzt, daß solches Trachten frei ist von Eifersucht und Ruhmbegierde. *Rechte Rede*, *Rechtes Betragen* und *Rechtes Gewerbe* bedürfen keiner weiteren Erörterung. An sechster Stelle in dieser Liste steht *Rechtes Bemühen*, denn Gautama gab nichts auf guten Willen, wenn dabei das Tun lässig blieb; der Schüler sollte strenge Kritik an seinen eigenen Taten üben. Das siebente Element des Weges, *Rechte Aufmerksamkeit*, ist der ständige Wächter gegen ein Herabgleiten in das Ich-Gefühl oder in eitlen Stolz auf das, was man tut oder läßt. Und endlich kommt die *Rechte Begeisterung*; hier scheint sich Gautama gegen die grundlose Verzückung der Gläubigen zu wenden, gegen die sinnlose Anbeterei, wie sie etwa in den Alexandrinischen Tempeln geübt wurde.

Wir wollen hier auf die buddhistische Lehre des *Karma* nicht näher eingehen, denn sie gehört einer Gedankenwelt an, die heute im Verschwinden ist. Das Gute oder Schlechte eines jeden Lebens bestimme, so dachte man, das Glück oder das Unglück eines nachfolgenden Lebens, das auf irgendeine unerklärliche Weise mit dem vorhergehenden identisch sei. Heutzutage begreifen wir, daß ein Leben in seinen Konsequenzen unendlich weit reicht, aber es liegt uns fern, zu glauben, daß ein individuelles Leben als solches von neuem beginne. Die indische Denkweise war erfüllt von der Idee der zyklischen Wiederkehr; alles, meinte man, komme im Kreislauf der Dinge wieder. Es liegt der mensch-

lichen Natur nahe, solches anzunehmen; so scheinen die Dinge, ehe wir sie analysieren. Modernes Wissen hat es uns klargemacht, daß es keine genaue Wiederkehr gibt, jeder Tag ist um einen unendlich kleinen Bruchteil länger als der vorhergehende; keine Generation wiederholt das Bild der früheren genau; die Geschichte wiederholt sich niemals; Veränderung, das begreifen wir jetzt, ist unerschöpflich, und jedes Ding ist ewig neu. Aber diese Unterschiede zwischen unsern Ansichten und denen Buddhas sollen uns in keiner Weise hindern, die nie zuvor dagewesene Weisheit, die Güte und die Größe des Planes für ein befreites Leben anzuerkennen, den Gautama irgendwann im sechsten Jahrhundert v. Chr. entwarf.

Und wenn es ihm auch in der Theorie nicht gelang, alles Wollen der Bekehrten zu einem einzigen, wenn auch vielgestaltigen Streben des Menschengeschlechtes zu vereinen, damit es ankämpfe gegen das Tote, das Unlebendige in Zeit und Raum, so hat er doch praktisch seinem eigenen Leben und dem aller seiner unmittelbaren Jünger das eine weitgesteckte Ziel gesetzt, die Lehre und die Methoden des Nirwana, der Seelenheiterkeit über unsere von Fiebern geschüttelte Welt zu verbreiten. Für sie mindestens war seine Lehre vollkommen. Aber nicht alle Menschen können predigen oder lehren; diese Tätigkeit ist nur eine von den vielen Lebensaufgaben, die als durchaus recht gelten müssen. Unsere moderne Denkungsart wird es mindestens ebenso anerkennen, wenn ein Mann — obwohl dies schwerer sein mag — in vollkommener Selbstvergessenheit und Heiterkeit den Boden bearbeitet, eine Stadt verwaltet, Straßen anlegt, Häuser baut, Maschinen konstruiert oder Wissen sucht und verbreitet. All das war in Gautamas Lehre mit enthalten; aber das Hauptgewicht wurde sicherlich auf den Unterricht gelegt und eher auf das Fernhalten von gewöhnlichen menschlichen Geschäften als auf ein Erheben dieser Geschäfte über das Gemeine.

Auch sonst unterschied sich dieser primitive Buddhismus vielfach von allen Religionen, die wir bisher betrachtet haben. Er war in erster Linie eine Religion des Betragens, nicht aber eine Religion der Gebräuche und Opfer. Es gab keine Tempel, keine Priester-Orden, keinerlei Theologie. Der Buddhismus bestätigte weder, noch verleugnete er die Existenz der unzähligen und oft grotesken Gottheiten, die damals in Indien angebetet wurden. Er ging an ihnen vorbei.

Architektur-Entwicklung

Von Paul Westheim

Der Ausbruch der Revolution fand die junge Architektenschaft in Deutschland vor einer eigentümlichen Situation. Vier Jahre lang, die ganze Kriegszeit, hatte man sich fast ohne Baumöglichkeit durchgefristet. Erst hielt das Kapital sich zurück, nachher fehlte es in dem blockierten Deutschland an Material und Arbeitskräften. In größerem Stil baute nur die Industrie, die ihre Fabrikanlagen erweiterte. Diese Industriebauten, gewaltige Anlagen von einer oft überraschenden Modernität, über die die zahlreichen Abbildungen eines kürzlich bei Wasmuth, Berlin, erschienenen Bandes: „Ingenieurbauten“ einen guten Ueberblick geben, sind zweifellos die gewichtigste Architekturleistung des neuen Deutschland. Wobei es allerdings für die jungen Baukünstler kaum eine Betätigungsmöglichkeit gab; sie waren verdammt, ihr Talent auf dem Papier zu verausgaben. Als ein eigenartiges Beispiel sei die (späterhin vom Folkwang-Verlag als Buchwerk herausgegebene) „Alpine Architektur“ von Bruno Taut genannt. Eine architektonische

Durchgestaltung, einen Umbau der alpinen Welt. Eine Art phantastischer Spielerei, Spielerei, die etwas von E. Th. Hoffmannscher Dämonie hat. Man kann auch sagen, es stecke etwas Chinesenhaftes in diesen Meditationen eines Baumeisterhirns ... Auch mit ihrem pazifistischen Einschlag, mit ihrer Weltbeglückungstendenz, die eminent charakteristisch sind für einen Schlag Geistesarbeiter, der sich in seine Utopien flüchtet, nachdem Wirklichkeit und Wirksamkeit ihm unter der Hand zerbröckelt sind.

Es ist kein Zufall, daß Taut (der übrigens jetzt in Magdeburg Leiter eines städtischen Bauamtes ist, wo er Proben eines disziplinierten Schaffens abzulegen vermochte) als der Schöpfer dieser „Alpinen Architektur“ eine führende Rolle spielen konnte innerhalb der jungen Architektenschaft der ersten Revolutionszeit. Flucht aus dieser Wirklichkeit: für wie viele war das Sehnsucht, und schließlich, war nicht alles, was man über diesem Chaos planen konnte, utopisch? Von je waren solche Umsturzeiten Zeiten der utopischen Hoffnungen, der apokalyptischen Sehnsüchte, der sternweiten Ziele, der Apostel und Reformen gewesen. Und gar eine Architektur-Jüngerschaft, die eine Zeit des Neuaufbauens, ihre eigentliche Zeit gekommen wähnte, deren tragisches Schicksal zugleich war, in der Phantasie die kühnsten Projekte zu tragen und nirgends die Möglichkeit zu sehen, auch nur einen einzigen Stein oder einen Kubikmeter Boden zu bewegen, mußte sich ins Unbändige verschweifen. So erließ man Proklamationen und Manifeste, stellte man die ausschweifendsten Reformprogramme auf, versprach eine großartige Erneuerung aller Künste. Man tat sich zusammen zu Konventikeln. Eine dieser Gruppen, die besonders viel von sich reden zu machen verstand, war ein unter Führung von Taut und Gropius nach russischem Muster organisierter „Arbeitsrat für Kunst“. Dieser „Arbeitsrat für Kunst“, der allerlei Ehrgeize zu mobilisieren verstand, der vor allem Zulauf hatte von denen, die ihrer Meinung nach nicht genügend zur Geltung zu kommen vermochten, wollte all und jedes auf radikale Weise reformieren: das Kunstschaffen, die soziale Stellung des Künstlers, die Kunstschulen, die Museen, das Ausstellungswesen. Man proklamierte eine neue Zusammenfassung aller Künste in der Architektur; das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit sei der Bau; Architekten, Bildhauer und Maler, alle müßten zum Handwerk zurück; die Schulen müßten in der Werkstatt aufgehen usw. So vernünftig das auch klingen mag, so sehr verdammt man doch gleichzeitig auch jegliche Einstellung auf die praktischen Aufgaben der Wirklichkeit. Man schwärmte — sehr romantisch — von einer utopischen Architektur, von verwegenen Phantasiegebilden, Glas- und Kristallhäusern. Den Malern und Bildhauern rief Gropius zu: „Zerschlagt die Rahmen der Salonkunst um eure Bilder, geht in die Bauten, segnet sie mit Farbenmärchen, meißelt Gedanken in die nackten Wände und — baut in der Phantasie, unbekümmert um technische Schwierigkeiten. Gnade der Phantasie ist wichtiger als alle Technik.“ Und damit auch von der Seite eines politischen Radikalismus die Begründung nicht fehlte, erklärte ein literarischer Adlatus: „Nein, wir können uns nicht daran beteiligen, für unsere Mitmenschen Höhlen und Zellen zu bauen, Massenquartiere und Menschenställe.“ Wir wären „doch nur Werkzeuge der Schieber und Ausbeuter“. So schloß man sich auch noch selbst und prinzipiell aus von den praktisch dringlichsten Aufgaben, in Kleinhaussiedlungen — die eigenwilliger Architektenpersönlichkeit allerdings großartige Betätigungsmöglichkeiten nicht bieten können — mitzuhelfen, die vielen wohnungslos Gewordenen nach Möglichkeit menschenwürdig unterzubringen. Man zog es vor, auf dem Papier gigantisch phantastische Luftschlösser zu entwerfen, die freilich alles andere denn — Architektur waren. Man hatte sich dazu auch eine

Asthetik oder, richtiger: ein romantisches Glaubensbekenntnis zurechtgemacht, indem man die Schriften des eben verstorbenen Paul Scheerbart, den man hinzustellen versuchte als einen „Vitruv der neuen utopischen Baukunst“, kanonisierte. Dieser Scheerbart war ein Lyriker mit reger Phantasie, noch mehr aber mit skurrilen Einfällen. Mit hurtiger Dichterphantasie bewegte er sich im Kosmos, von Stern zu Stern springend. Er phantasierte von einem neuen Menschen, der ein neues Leben führte in Glas- und Kristallhäusern, Buntglashäusern, die wie die Schiffe gotischer Kathedralen durch die Buntheit farbiger Gläser durchleuchtet wären. Auf das „Glashaus“, einen Reklamebau, den Taut auf der Kölner Werkbund-Ausstellung errichtet hatte, hat er einen Hymnus geschrieben und den Architekten gepredigt, der Nutzarchitektur zu entsagen und — „das Ausschweifende endlich in die Architektur zu bringen“. Auf junge Leute, die weder Möglichkeit noch Aussicht hatten, ihr Talent an praktischen Aufgaben zu betätigen, die durch die äußeren Verhältnisse während ihrer besten Entwicklungsjahre völlig lahmgelegt gewesen waren, mußte das verwirrend wirken. Sie machten aus dem „Ausschweifenden“ ein Programm, phantasierten utopische Architektur, wobei, wie sich von selbst versteht, einer den andern in der Skurrilität der Einfälle zu überbieten suchte. „Unsere Luftschlösser“, deklamierte man pathetisch großmannsüchtig, „sind zähere Arbeit als das eilige Tageswerk, das angeblich so fest auf der Erde steht“; aber das alles, aus der Psychose der Zeit geboren und aus ihr zu verstehen, war wie ein Rausch, nach dem der Katzenjammer kommen mußte und — sehr bald gekommen ist. Der Arbeitsrat ging den Weg aller Kunstkonventikel, er zerfiel in sich. Die „utopische Architektur“, jene Luftschlösser, die angeblich so fest auf der Erde standen, zerstoben auf einmal wie Seifenblasen. Jener Wortführer des Arbeitsrats schrieb nun: „Als nach Kriegsende die Welle des Utopischen und Romantischen auch die jungen Architekten ergriff (Ausstellung unbekannter Architekten), war das als Folge der langen Isolierung, als Reaktion des Gefühls auf die Nutzlosigkeit der geopfert Jahre verständlich. Aber wohl alle Utopisten haben sich inzwischen vom Kult des Phantastischen zum Lebendigen und zur Selbstbesinnung zurückgefunden ...“ Inzwischen hatte man, nachdem die Grenze nach Osten, nach Rußland sich geöffnet hatte, eine neue Orientierung gefunden: den Konstruktivismus. Man begeisterte sich für Tatlin, man begann Wright und die jungen Holländer zu studieren. Predigte Sachlichkeit und verfiel von der utopischen Romantik in die andere: die Ingenieur- und Maschinenromantik.

Das Gewaltsame und Zwitterhafte dieser Entwicklung offenbarte sich deutlich, als nach langem eine wirklich bedeutsame Bauaufgabe an die Architekten herantrat: das Hochhaus. Die Zusammendrängung des Geschäftsverkehrs in den Großstadtzentren, die Raumnot, das Bedürfnis des Handels, auf dem beengten Raum der City in größter Zahl Betriebe zusammenzudrängen, führte in den meisten deutschen Großstädten: in Berlin, Breslau, Frankfurt, Köln, Leipzig, zur Projektierung von Wolkenkratzerbauten. Wettbewerbe wurden ausgeschrieben, an denen die Architekten sich lebhaft beteiligten. Diese Hochhausprojekte erbrachten vielleicht nicht die — trotz Amerika — noch ausstehende Lösung des Wolkenkratzerbaues; immerhin war das Niveau — bei dem Berliner Wettbewerb von Poelzig und den Brüdern Luckhardt repräsentiert — ein ganz anderes als das einigermaßen komisch anmutende Ergebnis des Wettbewerbs der „Chicago Tribune“, wengleich, wie zu erwarten war, sowohl die Richtung des Utopischen wie die der Konstruktivisten versagte. Leider sollten diese Hochhauspläne wiederum nur eine Enttäuschung, eine neue Entmutigung für die deutsche Architektenschaft ergeben, denn, nachdem man unendliche Mühe für die verschiedenen Wettbewerbe aufgewendet hatte — war die wirtschaftliche Ver-

elendung Deutschlands so weit fortgeschritten, daß das Kapital für solche Großbauten nicht mehr aufzubringen war. Ausgeführt konnte in all den Jahren, von den Industrieanlagen abgesehen, eigentlich nur ein Großbau werden: der „Einstein-Turm“ des Potsdamer Observatoriums. Arbeit eines begabten jungen Architekten: Erich Mendelsohn, der freilich, von dem allgemeinen Theoretisieren verwirrt, sich gerade dieser dankbaren Aufgabe nicht gewachsen zeigte.

Ein interessantes Experiment nur konnte zur Durchführung gelangen: die Einrichtung einer neuartigen Kunstschule: des Staatlichen Bauhauses in Weimar, das 1919 begründet wurde und vorigen Sommer in einer Ausstellung zum erstenmal ein Bild von seiner Entwicklung bot. In Weimar hatte van de Velde eine Kunstgewerbeschule vorbildlich organisiert, er hatte ihr eine Reihe Werkstätten angegliedert, der künstlerische Handwerker im Geist van de Veldes entwachsen sind. van de Velde war — eine Folge der Kriegsverhältnisse — von der Leitung der Schule zurückgetreten und hatte Deutschland verlassen. Als nun auch noch die Leitung der Weimarer Kunstakademie verwaist war, entschloß sich die neue republikanische Regierung des Freistaates Thüringen zu einem kühnen Schritt: nämlich, die Akademie im alten Stil nicht wieder aufleben zu lassen, sondern einmal einem der jungen Reformer die Möglichkeit zu geben, seine Ideen zu verwirklichen und auf neue Art einen künstlerischen Nachwuchs zu erziehen. So entstand unter Leitung des Architekten Walter Gropius das „Staatliche Bauhaus“, an das Gropius junge radikale Künstler: Feininger, Klee, Kandinsky, Schlemmer, Itten, Muche, Moholy-Nagy als „Meister“ berief. Das Experiment verdient die höchste Beachtung. Es dürfte nirgends in der Welt — selbst in Rußland nicht — noch eine Kunstschule geben, die in so diametralem Gegensatz zu allen seitherigen akademischen Kunstschulen, so ausschließlich als eine Schule der radikalen Kunstbewegung organisiert ist.

Freilich ist auch zu sagen, daß das Experiment noch nicht gelungen ist. Das Bauhaus steckt noch bis über die Ohren in den Kinderkrankheiten. Zunächst hatte es schwer zu schleppen an einer Ideologie, die der des Arbeitsrats für Kunst nur zu sehr entsprach. Man verkündete zwar, daß Kunst nicht lehrbar sei, daß der junge Mensch wieder in die Werkstatt müsse und ein Handwerk von Grund auf zu erlernen habe, zugleich aber berauschte man sich an Programmen und Manifesten, in denen man vom Bauhaus aus eine Erneuerung aller Künste aus dem Geist der Architektur, eine neue Kultur, vielleicht gar eine neue Menschheit versprach. Und obgleich man die von van de Velde vorzüglich organisierten Handwerkerwerkstätten besaß, machte man, innerlich unsicher, auf einmal die Schwenkung zum Konstruktivismus mit. Jetzt waren nur noch streng geometrische Formen tolerabel, nach den Thesen Malewitschs wurde nun eine ganze Schülerschaft bemüht, Quadrate zu stilisieren, das Handwerk wurde plötzlich angesehen als veraltete Wirtschaftsform und, der aktuellen Maschinenromantik folgend, suchte man nun Anschluß an die Industrie. Was zu einer neuen Art von Dilettantismus, einem Ingenieur-Dilettantismus, zu führen droht, mit dem die Industrie wohl kaum etwas anfangen kann. Das Positive der seitherigen Bauhaus-Arbeit war die Arbeit der Werkstätten, der Töpferei, der Weberei, der Druckerei, wo unter Leitung von qualitätvollen Handwerkern eine Erziehung zu gediegenem Handwerk erfolgt. Positiv war auch die sogenannte „Vorlehre“, ein Elementarunterricht, der die Schüler durch die Beschränkung auf die ursprünglich abstrakten Formelemente einstellt, auf die Grundelemente des Form-, Farb- und Materialgestaltens. Daß man so den Schüler unerbittlich hinführt zu den Urelementen allen Gestaltens, ist überaus einleuchtend. Freilich weiß man im Bauhaus aus dieser Vor-

lehre noch nichts zu machen; wo es nunmehr gilt, die Schüler zu Ergebnissen, zum eigenen Gestalten zu bringen, da wirkt sich unheilvoll ein sogenannter „Bauhausgeist“ aus, eine doktrinäre, vom Kulturreformertum angekränkelte Gesinnung, die sich im Stilisieren von Quadraten u. dgl. erschöpft. Was so weit geht, daß dieser Pseudo-Konstruktivismus, diese Spielerei mit Maschinenformen, schon wieder zu einem neuen akademischen Schema geworden scheint. Es ist anzunehmen, daß das Kinderkrankheiten sind, daß gerade die Ausstellung des vorigen Sommers, der Widerstand, der aus ernstesten Kunstkreisen heraus einsetzte, dazu beitragen wird, diese Schule, die ein wenig in das Genre einer mit Radikalismus jonglierenden Kunstgewerbeschule geraten ist, hinzuführen zu einer sachlichen Erziehungsarbeit, die von allergrößter Bedeutung werden könnte, nämlich als eine Stelle, von der aus im Gegensatz zu der falschen Erziehungsweise des Akademismus ein künstlerischer Nachwuchs hervorgehen könnte, der den Aufgaben, die dem Kunst- und Architekturschaffen der Zukunft gestellt werden, gewachsen sein wird.

WIRTSCHAFTLICHER RUNDBLICK

Ausfuhrblockade.

Die erschreckend ungünstige Handelsbilanz für den Monat Februar hat mit aller Deutlichkeit erkennen lassen, wie schmal die Basis unserer Wirtschaftsgesundung ist. Ein errechneter Einfuhrüberschuß von 252 Goldmillionen ist für Deutschland mit seinen provisorischen Währungsverhältnissen keine Kleinigkeit. Der Ruf zur Steigerung der Ausfuhr und einer analog hierzu anzustrebenden Beschränkung der Einfuhr für entbehrliche Artikel war beim Bekanntwerden des Februarergebnisses ganz allgemein. Wie haben sich demgegenüber die Verhältnisse entwickelt?

Die Zahlen für die Handelsbilanz des Monats März sind in den nächsten Tagen zu erwarten. Vorläufige Schätzungen lassen erkennen, daß die Ausfuhr gegenüber dem Monat Februar gleich geblieben und nur die Einfuhr eine geringfügige Senkung erfuhr. Doch soll diese Senkung der Einfuhr nicht auf Genußmittel, Luxusartikel und Fertigfabrikate sich erstrecken, sondern auf die bei uns zur Verarbeitung kommenden Rohstoffe. Ein sehr bedenkliches Symptom einer Wirtschaftsgestaltung.

Forscht man nach den Ursachen dieser über kurz oder lang zur Katastrophe führenden Verhältnisse, so kommt man zu dem Resultat, daß das hohe Preisniveau hierzulande jede Gesundung der Handelsbilanz verhindert. Die weit geringeren Löhne der deutschen Industriearbeiterschaft gegenüber den in Frage kommenden Konkurrenzländern erwiesen sich als unwirksam, um die Ausfuhr zu beleben. Die geduldige Arbeiterschaft begnügt sich mit Kulilöhnen, und der Erfolg in Gestalt von niedrigen Warenpreisen und Steigerung der Ausfuhr bleibt aus. Die Lohndifferenz versickert in den Kanälen der Produktion und des Handels.

Neben geringfügigeren Ursachen liegt die Lähmung einer Gesundung der Konjunktur in den übersetzten Monopolpreisen der Schlüsselinindustrien. Kohle und Eisen liegen nach wie vor über den Weltmarktpreisen und hindern jeden Versuch, das Preisniveau im ganzen herabzudrücken. Vor allem die Kohle. Die Preispolitik der Brennstoffsyndikate wirkt sich nachgerade zur Katastrophe aus. Die

Bergarbeiter haben schweren Herzens in eine Verlängerung der Arbeitszeit gewilligt. Die Leistung dieser Arbeiterkategorie hat überraschend schnell zugenommen und hat diejenige der Vorkriegszeit bereits erreicht oder ist ihr ziemlich nahe gekommen. Und doch merkte man nichts von einer Kohlenpreismäßigung; im Gegenteil erfolgte eher noch eine Erhöhung. Die gegenwärtig in den Bergbau-Revieren ausgebrochenen Konflikte mit der Arbeiterschaft entstanden, weil diese einen Erfolg ihrer gebrachten Opfer nicht zu ersehen vermag.

Selbst wenn man vom Ruhrbergbau, infolge der Belastung durch die Micum-Verträge, absehen wollte, ist eine Rechtfertigung der Preishöhe in den unbesetzten Revieren nicht einzusehen. Namentlich die Braunkohle, deren Verwendung heute in viel stärkerem Maße erfolgt als früher, ist hierfür charakteristisch. Die an Heizwert bedeutend bessere Braunkohle der Tschechoslowakei ist um 35 Proz. billiger als die deutsche. Da nun eine weit größere Menge Braunkohlen, infolge des geringeren Heizwertes, zur Verwendung kommt, treten die um 60 Proz. höheren Frachtsätze hinzu. So ist dieses Produkt, an seinem Bestimmungsort angelangt, so teuer, daß der ganze Warenmarkt empfindlich belastet wird. Aber auch die Steinkohle von Oberschlesien, Waldenburg und Zwickau zeigt einen weit über die Verhältnisse gehenden Preisstandard. Durchschnittlich beträgt hier die Preissteigerung gegenüber der Vorkriegszeit 40—50 Proz. Wenn die Produkte der deutschen Wirtschaft bereits bei der Verwendung der Brennstoffe in dieser Weise vorbelastet werden, dann ist natürlich mit einer Preissenkung trotz niedriger Löhne nicht zu rechnen.

Was hier bei der Kohle gesagt wurde, gilt natürlich auch vom Eisen. Der Roheisenverband hat sich erst in den letzten Tagen bemüht gesehen, eine abermalige Preiserhöhung vorzunehmen. Die deutschen Roheisenpreise liegen 15 Proz. über denen der englischen Konkurrenz. Und dennoch sollen nach Äußerungen des Roheisenverbandes diese neuerlich erhöhten Preise unter den Selbstkosten liegen. Zum Teufel auch, wann hören endlich einmal diese durch keine Zahlenangaben bewiesenen Klagen über hohe Selbstkosten auf?! Der Roheisenverband ist im Besitze eines lückenlosen Monopols. Einige in den letzten Jahren aufgetretene Handelsfirmen, die sich im Westen zwecks Verkauf von lothringisch-luxemburgischem Roheisen gebildet hatten, wurden in kurzer Zeit zu Tode konkurriert. Die Devisenknappheit, die unsere eisenverarbeitende Industrie am Bezug von ausländischem Roheisen verhindert, kommt dem Roheisenverband zu Hilfe. Auch der Roheisenverband begründet seinen Beschluß mit den hohen Brennstoffpreisen. Wie wir schon in einem früheren Heft der „Glocke“ nachweisen konnten, trifft diese Begründung hier weniger zu, weil die meisten roheisenerzeugenden Werke im Besitz von Kohlenzechen sind und somit als Selbstverbraucher mit niedrigeren Kohlenpreisen rechnen können.

Soll also die Handelsbilanz ein besseres Aussehen bekommen, soll in erster Linie eine Steigerung des Exports einsetzen, dann muß von Reichs wegen mit aller Entschiedenheit für eine Senkung der Preise bei den Schlüsselindustrien gesorgt werden. Die so vielgepriesene Freiheit der Wirtschaft, deren Wiedereinführung so lebhaft gefordert wurde, hat sich in eine hemmungslose Zwangswirtschaft der Syndikate verwandelt, deren Preisdiktatur jede Gesundung verhindert. Alle Kreditrestriktionen der Reichsbank, so notwendig sie sind, nutzen nichts, wenn nicht eine fühlbare Senkung der Standardprodukte eintritt. Das Volk hat am letzten Sonntag gesprochen. Die neue Regierung möge beweisen, daß sie die passive Handelspolitik in eine aktive zu verwandeln vermag. Auf dem Gebiete der Preisbildung der Schlüsselprodukte muß sie beginnen. Hic Rhodus, hic salta!

Doch uns scheint, als müßte noch ein anderes Moment hinzutreten, um die so äußerst schädliche passive Handelsbilanz zu beseitigen: die schöpferische Initiative der deutschen Industriellen. Nach allgemeiner Ansicht soll sich der deutsche Export in Gestalt von Arbeitsprodukten, in denen menschliche Arbeitskraft in hohem Maße gebunden ist, auswirken. Dieser Standpunkt soll von uns nicht bestritten werden. Doch sind es u. a. nicht in erster Linie Qualitätsprodukte, nach denen der Weltmarkt verlangt, sondern billige und doch qualitativ hochstehende Massenartikel. Die deutsche Automobilindustrie gerät in nicht geringe Erregung, weil Ford mit seinen billigen Kraftwagen wie Hannibal vor den Toren steht. Warum fürchtet man das Eindringen dieses Mannes, der durch eine vorzügliche Arbeitsteilung das Auto zu einem billigen Volksverkehrsmittel machte? Auch die deutsche Automobilindustrie ist so konzentriert, daß eine preisdrückende Serienfabrikation eingeführt werden könnte. Der amerikanische Maschinenbauer verdient 10 bis 12 Dollar pro Tag, während der deutsche nicht einmal den achten Teil erhält. Und trotzdem die Preisunterschiede gegenüber einem Fordwagen! Ist die deutsche Technik so ideenarm, daß sie ähnliche, den Massenkonsum anreizende Produkte nicht hervorzubringen vermag? Diese müßten nach genauester Kalkulation auf der Basis feinsten Arbeitsteilung hergestellt werden. Notabene: Wir haben nicht den Wunsch, billige Schundartikel in Deutschland hergestellt zu sehen, sondern brauchbare und hochwertige Produkte, die zum Massenverbrauch geeignet sind. Welche Perspektiven würden sich hier eröffnen! Die deutschen Unternehmer sind durch die Kriegs- und Inflationsgewinne verwöhnt. Ohne Anstrengung fielen sie ihnen zu. Sie mögen beweisen, daß sie auch noch schöpferisch-produktive Pläne in die Praxis umzusetzen vermögen. Dann wird die passive Handelsbilanz auch in Deutschland zur aktiven werden.

Mercur.

RANDBEMERKUNGEN

*Die Kunst von Tel-Amarna
Zur Neuaufstellung im Ägyptischen
Museum zu Berlin
Von Dr. Oskar Beyer*

Seit einigen Jahren geschieht es, daß immer weitere Kreise von Kunstliebhabern in den Bann einer Stilepisode gezogen werden, die zwar tief in der nach Jahrtausenden zählenden ägyptischen Geistkultur verankert, in ihrer Tendenz jedoch von dieser sehr scharf unterschieden ist. Wem wäre nicht einmal der Name Echnaton, der Name des vierten Amenophis, des berühmten „Ketzerkönigs“, der um 1370 v. Chr. lebte, zu Ohren gekommen? Erst kürzlich wieder, im Zusammenhang mit der alle Welt in Aufregung setzenden Entdeckung des Grabes

Tut-anch-amons, seines Schwiegersohnes, hat man ihn häufig nennen gehört.

Es war ein durchaus revolutionärer Geist, der einsam in der Geschichte seines Reiches dasteht. Wer von den gewaltigen, starren Lebensordnungen ägyptischer Kultur eine auch nur einigermaßen sichere Vorstellung hat, wird ermaßen können, was es bedeutet, wenn ein König den allgemein verehrten Göttern den Rücken kehrt zugunsten eines einzigen, wenn ein König die politischen Ziele seines Reiches hinter religiöse Angelegenheiten stellt, wenn ein König die alte heilige Residenz verläßt und eine neue, fern von ihr, Tel-el-Amarna, zu gründen wagt.

Der eine Gott des Amenophis ist der Sonnengott (Re). Er schuf ihn nicht, erlebte ihn nur so zentral, daß das Lebensrecht der übrigen in seinen Augen dahinsank. Dieser Sonnengott hatte schon seit jeher im Denken der Ägypter eine ungewöhnliche Rolle gespielt, zahllose Hymnen und Gebete sind ihm gewidmet worden. Ohne ihn ist die ägyptische Seele gar nicht denkbar. Er gehört zu ihr in seiner ganzen Herrlichkeit, genau so wie der Totengott mit der magischen Dunkelheit des Grabes, — hellstes gleißendes Licht und tiefe, einsame Schattenwelt, Leben gegen Tod, oder besser: dicht nebeneinander.

Der seelischen Religiosität, dem Monotheismus von Tel-Amarna entspricht die Kunst, die um den König herum entstand und unter seinem bewußten Einfluß gedacht werden muß. Sie hat ausgesprochenen Lichtcharakter. Die düstere Strenge, die übermenschliche Monumentalität, das, was viele vor der Kunst Ägyptens fröstelnd zurückschauern macht, ist hier aufgelöst in eine Formensprache von frühlingshafter Milde und Lieblichkeit. Das seelische Moment, die individuellen Züge werden wichtiger als je. Kunst spiegelt leisere, intimere Regungen wider. Der Kopf des junglingshaften Königs, der Kopf und Leib der holden Gattin Nefretete, die Köpfe ihrer Kinder, der Prinzessinnen, das häusliche Leben der Königsfamilie und ihre kultische Beziehung zum Gotte — das ist vor allem Gegenstand der neuen Kunst.

Ihre Dauer freilich war die eines Frühlingstages. Sie war nur eine leichte Welle in der Flut ägyptischer Gesamtentwicklung. Der König scheint in jungen Jahren — das Wie ist dunkel, vielleicht gewaltsam — ums Leben gekommen zu sein. Die Sonnenstadt verödete oder ward zerstört. Das Volk, so-

fern es geistig wirklich auf der Seite des Königs gestanden haben sollte, fand automatisch zu den alten Formen der Verehrung und deren bildmäßiger Symbolik zurück. Man kann dieses Schicksal kaum bedauern, denn das Streben des Königs war absonderlich, war in der Richtung durchaus unägyptisch. Es versuchte abzulenken in jene gefährliche Bahn, die später von den Griechen mit Konsequenz beschritten wurde. Die Gewalt ägyptischen Geistes aber setzte sich fort und herrschte bis tief in die griechische und römische Zeit des Landes hinein, um schließlich in der Verbindung mit dem Christentum, in der koptischen Epoche würdig auszuklingen.

Das Berliner Museum ist in der glücklichen und benedeten Lage, eine ziemlich beträchtliche Zahl von Fundstücken aus Tel-Amarna zu besitzen. Sie entstammen vor allem den Grabungen der „Deutschen Orientgesellschaft“ und waren jahrelang — mit Ausnahme des weltbekannten Amenophis-Kopfes — unsichtbar. Dann tauchte, ziemlich abgelegen aufgestellt, ein Bruchteil davon auf, bis schließlich vor wenigen Wochen eine neue Abteilung eröffnet wurde, in der der ganze Schatz allen Augen zugänglich gemacht worden ist, u. zw. in einer höchst eindrucksvollen, ja unvergeßlichen Weise.

Die räumliche Gestaltung dieses „Tel-Amarna-Hofes“, von Baurat Wille stammend, ist von wahrhaft vorbildlichem Feingefühl. Während der bunt bemalte (gegenüberliegende) „Tempelhof“ als ein Beispiel für die Anmaßlichkeit einer vergangenen Generation von Restauratoren jeden ernsthaften Besucher mit peinlichen Gefühlen erfüllt, herrscht hier bei aller stilistischen Entschiedenheit die größte sachliche

Zurückhaltung. Die architektonischen Formen sind streng kubisch, es fehlt jede Ornamentik, jede Farbigkeit. So wurde ein würdiger und unaufdringlicher Rahmen geschaffen, der nichts als Rahmen sein sollte, zufolge der Einsicht, daß wir eben nichts „nachmachen“ können.

Und doch wirken diese nackten, hellen, strengen Bauformen unendlich viel stärker als die Beispiele sklavischer Imitation. Durch einen engen, niedrigen Gang geleitet, tut sich der helle, mit einem Glasdach abgedeckte Raum auf, der von einer Mittel- und einer Querachse beherrscht wird. Deren Pfeiler sind beiderseitig durch eine Flucht von dunklen plastischen Hauptakzenten betont: stehende und sitzende Tiergottheiten. In der Mitte der Obelisk Ramses' II. mit dem betenden Pavian. In der kürzeren Querachse Werke von noch größerem Format: zwei mächtige Widder, das Oberteil einer Königsstatue und der Abguß einer herrlichen Hathorsäule in rosigem Granit.

In den niedrigen, offenen Seitenräumen ist die Tel-Amarna-Sammlung aufgestellt, sehr übersichtlich und mit großem Verständnis, wie es eines bedeutenden Museums würdig ist. Der Lichthof mündet in einen quergelegenen dunkleren Raum, den Ort der riesigen spätägyptischen Sarkophage. Auch an Pfeilern und Wänden stehen große mumienförmige Sarkophage, z. T. aus Holz, dumpf und gespenstisch wirkend, während sauber gerahmte Abreibungen von Sarkophagreliefs makellose Formen, besonders große, göttlich schöne Einzelgestalten zeigen.

Der Zustrom zu all' diesen Dingen ist begreiflicherweise jetzt besonders stark. Doch nicht nur etwa aus Gründen der Sensation. Unsere Zeit beginnt ägyptenreif zu werden. Sie fängt an, das riesige, breite

Leben zu ahnen, das in der Versteinerung der Dokumente schlummert. Am leichtesten mag der Zugang dazu durch die „zartfingrige“ Kunst von Tel-Amarna sein, da sie den naturalistischen Kunstvorstellungen der Menge am weitesten entgegenkommt. Nur soll man hier nicht stehen bleiben, sie vielmehr als Durchgang benutzen zu einer Geist- und Formwelt, deren Zeugnisse, für die Ewigkeit bestimmt, menschliche Herzen erschüttern müssen, solange es Menschen geben wird.

Der völkische Zirkus

Von Richard Bernstein

Der Einzug der Völkischen wird für den Reichstag eine Metamorphose bedeuten: im Wallot-Haus wird sich der Zirkus Busch mit seinen Stallwitzen und Clownplattüden etablieren. Es wird Roßäpfelregen und andere Kinderscherze geben. Wie die Völkischen sich im Parlament lausbuben, das konnte man (inzwischen ist der Spuk verfliegen) damals im österreichischen Abgeordnetenhaus erleben. Einige Erinnerungen an jene nationalistischen Rüpelspiele mögen auf die Schlammasbrüche des Wulle-Gully vorbereiten.

Das altösterreichische Abgeordnetenhaus hatte lange Zeit eine Monopolstellung unter den Parlamenten. Sind diese nach dem treffenden Wort Friedrich Naumanns Hallen der Wiederholungen, so barg der griechische Palast auf dem Franzensring zu Wien die Halle, in der wiederholt „die Esel und Ochsen durch die Luft flogen“. Der kleinbürgerliche Radikalismus hatte gegen die neunziger Jahre begonnen, die vornehmeren alten Parteien zu verschlingen; er mußte sich aber nach seinem Sieg gegen die Sozialdemokratie verteidigen und auch dies vollzog sich in dem altgewohnten, ehemals erfolgreichen Kampffargon. So kann man in einer alten Kultusdebatte, die die Sozialdemokratie als Broschüre herausgegeben hatte, folgendes kleine Zwiegespräch verewigt finden:

„... (Zwischen den Christlich-sozialen und den Sozialdemokraten entsteht eine lebhaft Auseinandersetzung.)

Abg. Prochazka (chr.-soz.) zum Abg. Dr. Ellenbogen (Sd.): Oberjud!

Abg. Schuhmeier (Sd.) zum Abg. Prochazka: Obertepp! Abg. Soundso (fortfahrend): . . .“

Der Präsident griff da gar nicht erst ein.

In der großen deutschbürgerlichen Obstruktion von 1897 gegen die Regierung des Grafen Badeni, gab es oft Schimpfszenen mit den Christlichsozialen, die die Obstruktion nicht mitmachten. Dem alldeutschen Abg. Iro aus Eger hefteten sie einmal wegen seiner böhmischen Mehlspeisenheimat und seinem bäckerlichen Privatberuf den Schmucknamen „Gollatschenbäck!“ dauerhaft an, während der überaus korpulente Wiener Vizebürgermeister Strobach, der einstige Platzhalter Luegers, von Schuhmeier als „Vizefettfleck“ populär gemacht wurde.

Der christlichsoziale Abg. Schneider betrieb als Spezialgebiet die Ritualmordhetze. Seine Reden und Anträge liefen darauf hinaus, daß ein staatliches Schußgeld auf Juden eingeführt und der geschlechtliche Verkehr mit ihnen als Unzucht mit Tieren bestraft werden sollte. Wenn er aber nach seinen Reden mit der Bonbontüte durch die Bänke ging und auf einen Juden traf, lud er auch den herablassend mild ein: „No Jud, nimm Dir halt aa a Zucker!“ In dessen verblaßte Schneiders Ruf im gleichen Maß, wie die christlichsoziale Rathausherrschaft Geschäfte mit Juden machte. Man sagte ihr sogar nach, daß sie die Straßenreinigung der Firma — Regen & Sonnenschein übertragen habe. Als Lueger „die englisch-jüdische Gas“ (die Geiß heißt im Dialekt auch Gas, ebenso gedehnt gesprochen wie das Leuchtgas) durch die städtischen Gaswerke ersetzt wurde, erhielt Schneider, der im Privatleben Mechaniker war, eine große Bestellung an Gasmessern. Daraufhin löschte der sozialdemokratische Zuruf „Die Gasuhr!“ sein Licht aus.

Von einem anderen Christlichsozialen, dem Wäschehändler Gregor, der sonst gern den „Juden-sori“ Zerstörung der Familie und der „Moräul“ nachsagte, wurde gar ein galantes Abenteuer ruchbar, das im Lokal Wimberger und bei dem eine Syphonflasche eine Rolle gespielt hatte. „Sodawasser beim Wimberger!“ — die drohende Andeutung verfolgte fortan den streitbaren Pfaidler und machte ihn schließlich der Politik überdrüssig.

Böse war's für die antikorrupzionistische Lueger-Partei, als eine Affäre Hatzl auftauchte und einer ihrer Koryphäen der ganzen Partei Anbetung des Gott Nimm attestierte. Den wurde sie nicht mehr los und der schadete ihr viel mehr als die berühmten Offenherzigkeiten Bielohlaweks, der Leo Tolstoi vor allem Volk einen alten Teppen nannte und die gegnerische Heranziehung von Büchern als Beweismittel mit dem Ausruf entwarfnete: „Uj jegerl, scho wieder a Buach, dös hab i scho g'fressen — schreibt eh' mer a Jud vom andern ab!“ Seine Anzweiflung der Darwinschen Abstammungslehre trug dem guten Bielohlawek ein, daß er im Arbeiterwitzblatt stets als Affe abgebildet wurde — und das erst recht, nachdem der Verantwortliche deswegen vier Wochen gebrummt hatte.

Vorkämpfer gegen die Christlichsozialen war Franz Schuhmeier, ein typischer Wiener Arbeiter — fesch, witzig, energisch, lebenslustig. 1913 wurde er heimtückisch erschossen. Der Bruder des christlichsozialen Führers Leopold Kunschak war der Mörder. Schuhmeiers schlagfertiger Witz hat ihn oft mit Adolf Hofmann vergleichen lassen. Als er z. B. einmal im Wiener Gemeinderat fortwährend Zwischenrufe machte und der vorsitzende Bürgermeister ihm das untersagte, antwortete Schuhmeier gemütlich: „Aber, Herr Borgmesta, i red ja nur mit mir selber!“ Von seiner Art, zu polemisieren nur ein Beispiel aus einer Debatte über die Stolgebühren der Pfarrer: „Meine Herren, mir ham in der

Schul glernt, daß Jesus Blinde sehend und Lahme gehend gemacht hat. Aber steht was im Evangelium, daß er si' dafür hat a Stolgebühr zahl'n lassn?“

Soviel Witz hatte und brauchte der Alldeutsche Schönerer nicht, der Abgott der Studenten und selbstherrliche „Herrgott von Zwettl“. Als die Nichtdeutschen, anfangen, den Namensaufruf bei den namentlichen Abstimmungen, die eben wegen des zeitraubenden Namensaufrufs das Hauptkampfmittel der Obstruktion waren, in ihrer Muttersprache zu beantworten, sagte Schönerer, als die Reihe an ihn kam, in dröhnendem Bierbaß: „Oh yes.“ Da jedoch Englisch nicht zu den nach Artikel 19 der Verfassung gleichberechtigten Sprachen der „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ gehörte, gab es unendliche Weiterungen und schönste Zeitvertrödelungsgelegenheiten, aus diesem „oh yes“. Aber auch die Herrlichkeit der Schönerer-Partei verging. Ihrem Mitglied, dem schlesischen Tierarzt Türk wurde nachgewiesen, daß er einmal das „Kampfersationslexikon“ verlangt hatte!

Der Jung-Siegfried der Alldeutschen, der später abtrünnige Karl Hermann Wolf, gebrauchte zur Erledigung gegnerischer Argumente gern, sozusagen in Anlehnung an die mächtigen Galerieträger des Saals, den Zuruf: „Da lachen ja die Karyatiden!“

Im böhmischen Landtag trat Wolf gegen die Tschechen so auf, daß er schließlich nur unter Polizeieskorte die Prager Straßen betreten konnte. Als der Landtag, den die Tschechen mit „Slaony sneme“ (Hohes Haus) anredeten, mitten im tschechischen Obstruktionstoben vom k. k. Statthalter geschlossen wurde, rief ihm Wolf höhnend böhmakelnd zu: „Slaony sneme, pack me zamm und geme!“

Auch das Wiener Abgeordnetenhaus verfiel der Schließung. Karl Kraus schrieb in der „Fackel“ dazu im Anschluß an damals viel erörterte Börsenmanöver, daß nun die parlamentarischen Drucksachen als

Makulatur von den Abgeordneten dem Greisler (d. i. Lebensmittelhändler) verkauft werden, (der Greisler) Bielohlawek mache dieses Geschäft in sich.

Mittel gegen Maulsperre

Sie werden jetzt sehr gesucht. Nämlich: die Mittel gegen Maulsperre. Gegen die Maulsperre, die sich der eine oder der andere in der Wahlschlacht geholt hat. Einige Fälle scheinen allerdings hoffnungslos zu sein. So etwa, wenn das Maul sich sperrte: „Nieder mit diesen Verrätern! Nieder mit diesen Betrügnern! Kein revolutionärer Arbeiter, kein ehrlicher Klassenkämpfer stimmt am 4. Mai für die VSPD. Nieder mit der VSPD.: dieser Hure des Kapitals! Wählt USPD.“ Wie solche Maulsperre des „Weckruf“ geheilt werden soll, heute, wo auf weiter Flur kein USP. zu sehen, das zu beantworten, wird wohl ein medizinischer Kongreß einberufen werden müssen.

Auch die Deutschnation'alen haben ihre Maulsperre gehabt, und sie werden sich selbst tüchtige Kinnhaken geben müssen, bevor der den schwarz-weiß-roten Block gar gefährdende Wortschwall gebremst ist, der noch gestern ungehemmt entströmte: „Die Deutsche Volkspartei? Sie wollte uns doch so schön von roten Ketten freimachen. Sie hat uns doch den glanzvollen Außenminister Stresemann geliefert, der mit Erzberger sich am schnellsten mit unsern Feinden verständigen wollte. Sie macht alles mit, vom Republikschutzgesetz über die bedingungslose Aufgabe des passiven Widerstandes bis zum Sachverständigen-Gutachten. Die Deutsche Volkspartei ist mitschuldig. Ade, Deutsche Volkspartei.“

Die Deutsche Volkspartei höchstselbst hat auch das Maul mehr aufgesperrt, als ihr gut sein könnte. Stresemann, Kardorff und Luther stehen unter einem Flugblatt, das wie folgt sich der Koalitionspolitik erinnert:

„Schulze: Müller, det haste fein jesagt, aber det mit die Sozi — det jefällt mir nich.

Müller: Wat denn „mit die Sozi“? Erst hat Stresemann mit die Sozi anjefangen, den schematischen Achtstundentag abzubauen und mit die Sozi den Kronprinzen nach Deutschland rinjelassen und mit die Sozi die Reichswehr nach Sachsen jeschickt, um dort Ordnung zu schafffen, und als die Sozi dann Angst kriegten vor ihrer eigenen Courage, hat er se loofen lassen und seine Politik ohne sie weiter gemacht — wat willstest noch?

Schulze: Na, warum sitzt denn dann die Volkspartei noch immer mit Severing zusammen in die preußische Rejierung?

Müller: Oller Dussel, det könntest Dir ooch selber sagen! Ausgerechnet jetzt, wo der Beamtenabbau durchjeführt werden muß, soll die Volkspartei aus die preußische Rejierung raus? Damit Sozi, Zen-

trum und Demokraten die Sache allein fingern können? Willstest vielleicht Hänisch'en wieder als Minister für Schule und Kirche haben oder gar Adolf Hoffmann? Nee, die Volkspartei muß jetzt noch drin bleiben! Solange, bis Demokraten und Zentrum Vernunft annehmen und ooch in Preußen zu einer rein bürgerlichen Rejierung bereit sind. Weestest, ick gloobe, det is gar keene leichte Uffgabe, so immer mit die Sozi an eenen Tisch zu sitzen und uffzupassen, det se keenen jar zu jroßen Quatsch machen. Dafür muß man der Volkspartei dankbar sein.“

Maulsperre ist Begleiterscheinung beim Wahlkampf. Ist besonders tückisch für schwankende Gestalten. Heilbar ist sie durch Injektion mit P. V. sp. Koa. (Politische Vernunft spezialiter Koalition.)

R. Br.

CARL LUDWIG SCHLEICH ES LÄUTEN DIE GLOCKEN

Phantasien über den Sinn des Lebens. 400 Seiten auf feinem Papier mit 212, teils zweifarbigen Abbildungen im Text und einer farbigen Drucktafel • 27. Auflage • Halbleinenband 10 Goldmark

Arbeiter-Zeitung, Wien: . . . Von verklärender Phantasie durchhauchte Deutungen der Rätsel des Weltalls. — Besonders verschönt wird der Gesamteindruck des Werkes durch den sittlichen Ernst, der es vermag, das wiedergegebene Wissen zur Religion zu machen. Ein Lebensbuch mit unerschöpflichem Gewinn. Ein ganz einzigartiges Buch in unserer Literatur.

KURT GEUCKE

GOETHE UND DAS WELTRÄTSEL

Von künftigen Dingen • Gebunden 1½ Goldmark

„Dem Dichter Geucke dient der große Verkünder des ‚Stirb und Werde‘ als Kronzeuge an die künftige Wiedergeburt und das Büchlein bietet poetisch wertvollen Ausdruck solcher Ueberzeugung.“
Georg Witkowski, der Goethe-Biograph.

DER TOD DES MATERIALISMUS UND DER THEOSOPHIE

DIE RELIGION DER TATSACHEN

Gemeinverständlich dargestellt von . . . • Geheftet 1,— Goldmark

Ein Meer von Licht leuchtet aus dieser Schrift. Wer Klarheit, absolute Klarheit will, der greife sich das Büchlein. Was es zum Beispiel über die Mystik zu sagen weiß, gehört zu den großartigsten Bestätigungen und Erklärungen dieses Götterlebens, die es gibt.
Carl Rußwurm.

CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
ENGEL & TOECHE, BERLIN SW 11